

FRIEDEN



Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Literarisches Österreich
Sonderheft FRIEDEN 2018
Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

‘s ist Krieg! ‘s ist Krieg! O Engel Gottes wehre
und rede du darein!
‘s ist Krieg – und ich begehre
nicht schuld daran zu sein.

Matthias Claudius

Matthias Claudius' Aufschrei ist in unserer Zeit aktueller denn je. Fast täglich sind die Nachrichten aus aller Welt voll von Berichten über kriegerische Auseinandersetzungen, was einen seltsamen Euphemismus darstellt, das Geschehene so zu benennen. Man zeigt uns Bilder von Toten, verstümmelten, zerfetzten Körpern, von zerstörten Städten, Häusern, Straßen, von Verzweiflung und Flucht, von Lagern, in denen die Flüchtlinge zusammengepfercht leben – bedeutet das Leben? – zeigt Verhungerte und hungernde Kinder ohne Zukunft. Kriegsberichte Tagtäglich und kurze, wenig eindrucksvolle Meldungen über Verhandlungen, einen Waffenstillstand zu erreichen.

Wir aber wollten Texte sammeln, die Frieden zum Thema haben, Texte, die über das derzeit unmöglich Scheinende sprechen, Texte über einen großen Mangel.

Der Ausschreibung des Österreichischen SchriftstellerInnenverbandes folgten 135 Autorinnen und Autoren. Das war eine unerwartet große Zahl angesichts der kurzen Zeitspanne, die zwischen Ausschreibung und Einsendeschluß zur Verfügung stand. Die Manuskripte wurden vom Assistenten des Österreichischen SchriftstellerInnenverbandes und seiner Nachfolgerin anonymisiert, sodaß die Jury nur nummerierte Texte zu lesen bekam. Der Jury gehörten Max Haberich, Wolfgang Groiss, Marianne Gruber, Martin Stankowski als Vereinsmitglieder an und die Autorin und Literaturwissenschaftlerin Sabine Scholl als „Außenstehende“.

Die eingesandten Arbeiten boten ein breites Spektrum: Gedichte, lyrische Prosa, Essays, Aufsätze, Kurzgeschichten, Berichte und ein Minidrama. Nicht unerwartet waren die Assoziationen der Autorinnen und Autoren zum Begriff Friede weit gespannt und reichten von der Frage, was er überhaupt sei – gewiß sehr viel

mehr als die Abwesenheit von Krieg – bis zur Frage, was ihn behindert, stört, zerbricht. Der soziale Friede wurde ebenso thematisiert wie die Erkenntnis, dass man – ein Paradoxie – um Frieden kämpfen muß. Er fällt nicht vom Himmel, manchmal ist er harte Arbeit. Und nicht selten fordert er Geduld und Ausdauer, wenn es gilt, seine Vorbedingungen praktisch und real zu schaffen.

Vor allem die lyrischen Arbeiten widmeten sich dem inneren Frieden und gingen den Momenten und Orten nach, wo er zu finden sei, wo er gefunden wurde. Es ist oft die Natur, die dieses beglückende Gefühl auslöst. Auch eine starke und berührende Friedenssehnsucht als Gegenbild zum Zustand unserer Welt läßt sich aus den Texten lesen und Trauer über das Verlorene.

Es darf nicht verwundern, dass vor allem in den Prosaarbeiten Erinnerungen an und Rückblicke auf das Ende des Zweiten Weltkriegs dominierten. Das war die ältere Generation. Friede ist ein nicht einfach zu beschreibender Zustand mit keinen oder wenigen Bildern, Krieg ist eine Abfolge von furchtbaren Ereignissen, die eine seltsame Sogwirkung erzeugen, vor allem durch die Bilder, mit denen sie uns erreichen. Dem Frieden müssen Bilder aus dem Erleben beigelegt werden, erstehen aus dem Tonfall des Geschriebenen, dem Rhythmus auch in der Prosa. Krieg erdrückt mit seinen Bildern. Das besondere Gefühl von Erlösung, von Befreiung durch einen endlich eintretenden Frieden läßt sich so nur aus der Widerspiegelung zum Krieg begreifen.

Das Thema: Friede – nur ein Wort – baut eine Assoziationskette zu buchstäblich allen Problemen auf, die im Laufe eines Lebens zu lösen sind. Er reicht überall hin und wird fast überall ausgesperrt. Dann sprechen wir über Frieden als das, woran es mangelt.

Ein Bericht erzählt, wie schwierig es ist, Frieden zwischen unterschiedlichen Kulturen, Volkszugehörigkeiten und Religionen zu halten. Die Kinder sind die Leidtragenden, aber auch die Hoffnung auf Frieden. Und das macht Mut. Allerdings wirft ein Essay indirekt die Frage auf, ob wir Menschen überhaupt friedensfähig sind, ob die Natur, das Erbe der Evolution, nicht einen Barbaren in uns eingenistet hat, dem nur schwer beizukommen ist.

Das vorliegende Heft – eigentlich schon ein Buch – beinhaltet eine Auswahl aus den 135 eingesandten Manuskripten. Heiteres wird sich unter ihnen kaum finden lassen, sehr wohl aber Kritisches, da und dort Trauriges und Melancholisches und Berührendes. Alle Beiträge widersprechen Heraklit, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, wie man bedauerlicherweise wieder lesen kann. Auch wenn gilt, daß Not erfinderisch macht, so bedeutet das nicht, dass sich unsere kulturel-

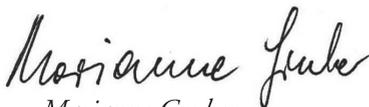
le und ökonomische Entwicklung den Kriegen verdankt. Es war der Friede, der beides ermöglichte.

Die aufgenommenen Beiträge sind alphabetisch gereiht, drei Essays am Ende waren erbetene Arbeiten vor der Ausschreibung. Ein Essay wurde zur Vorstellung unseres Projekts im Literaturhaus in Wien verfaßt, zwei zu Frieden in der Literatur.

Nicht alle eingesandten Texte entsprachen dem Thema, daher konnten sie nicht berücksichtigt werden. Manche Einsendungen wurden von der Jury schweren Herzens nicht ins Heft aufgenommen, weil sie anderen zu ähnlich waren, es wurde der stärker erscheinende Beitrag ausgewählt. Diese Texte sind somit der limitierten Seitenzahl zu Opfer gefallen.

Im Namen der Jury sei allen, die dem Österreichischen SchriftstellerInnenverband ein Manuskript zugesendet haben, herzlich gedankt.

Für die Jury


Marianne Gruber

Inhalt

Editorial		3
Texte		
Christa Bacovsky	Wo der Frieden zu finden ist	8
Gerhard Benigni	Friede, Freunde, Eierkuchen	11
Beppo Beyerl	Der Rudl	17
Gerhard Blaboll	Endlich allaa!	22
Elfriede Bruckmeier	Abie Nathan. Der Mann der den Friedensnobelpreis NICHT bekam	24
Katharina Goetze	Die älteste Abiturientin	27
Markus Grundtner	Das Märchen vom Worthändler	30
Max Haberich	Das Jahr, in dem die Europäische Union explodierte	33
Ingeborg K. Hoflehner	Friede	38
Herbert Jan Janschka	Brüder	39
	Kein Grabstein wird es je verraten	39
	Krieg und Frieden	40
	Krieg und Frieden 2	40
	Wüsst ich ein Lied	41
Michael Kanofsky	ElFriede	42
Annemarie Moser	Das alte Lied und die neue Zeit	43
Edith Mrazek Sommer	F R I E D E	44
Karl Johann Müller	Feld	45
Eva Novotny	Ein paar Gedanken zum Frieden	49
Ilse Pauls	Samenkörner des Friedens	51
Mechthild Podzeit-Lütjen	Schneegekritzelt	52
	königin der antillen	53

Georg Potyka	Wann wird Friede sein	54
Heidelore Raab	Der Himmel offen	57
Wilhelm Rager	Krieg und Frieden	58
	Pax Romana	58
Otto Hans Ressler	Eine Hoffnung namens Kunst	59
Katja Schraml	Der Stille Blick	64
Reinhold Schrappeneder	Stell dir vor es wäre Frieden	68
Rosemarie Schulak	Frieden	69
Constantin Schwab	Für schlechte Zeiten	72
Veronika Seyr	Das größte Missverständnis der Weltgeschichte	76
Carsten Stephan	Auf den Frieden	81
Andrea Travník	Der alte Krieg	82
Gerlinde Voglhuber	Der Friede	84
Christa Wagner	An meinen Vater	84
Josef Wagner	Friede: der Grund-Satz	89

Essays zum Frieden

Matthias Mander	Drei Anmerkungen als kleiner Diskussionsbeitrag zum Thema Friede	93
Martin Stankowski	Gelesen. Auf Deutsch. Über den Frieden	98
Werner Wintersteiner	Literatur und Frieden – eine Annäherung in Beispielen	104
Impressum		116

Texte

Christa Bacovsky

Wo der Frieden zu finden ist

Die Frau stillte das Baby. Dabei kam dieses weiche, sanfte Gesicht, das ihr im Grunde genommen schon abhandengekommen war, wieder zum Vorschein. Das Baby hat ihre Welt verändert. So, wie die Flucht ihre Welt verändert hat. Und der Krieg. Das Leben nur mehr eine unendliche Reihe an Veränderungen. Das konnte einen verrückt machen. Aber Mütter dürfen nicht verrückt werden.

Der Mann, zwei Teenager-Töchter, die Frau mit dem Baby im Bauch hatten sich auf den Weg gemacht. Nicht freiwillig. Es ging nicht anders.

Das Baby bekam sie unterwegs, in einem Lager. Kurz schaute ein Arzt bei ihr vorbei, der keine Zeit hatte. Es gab zu viele Kranke an diesem Ort. Zu wenige Ärzte. Ein paar Freiwillige. Perlen wie Tropfen, die sich in der Flut der Verzweiflung kaum ausmachen ließen.

Eine Zelt Nachbarin half der Frau während der ersten Tage nach der Geburt. Dann zogen sie weiter – der Mann, die zwei Teenager-Töchter, die Frau und das Baby.

Die Töchter und die Frau lernten die deutsche Sprache schnell. Der Mann war etwas schwerfälliger. „Er hat im Kopf zu viele Dinge von zu Hause mitgenommen“, sagte die Frau, „aber jetzt hat er Arbeit in einer Bäckerei gefunden. Zu Hause hatten wir einen eigenen Laden.“ Ihr Mann sei ein guter Bäcker.

Er darf nur wenige Stunden bis zur Geringfügigkeitsgrenze arbeiten, denn die Behörden haben den Aufenthalt der Familie noch nicht bewilligt. Die Behörden brauchen dazu sehr, sehr lange. Ergebnis – ungewiss. Im Allgemeinen hat Menschlichkeit in der Politik vor allem dort Priorität, wo ein Wählerpotential lukriert werden kann, dachte ich, und umarmte die Frau. „Ich warte“, sagte sie, „ich warte seit wir uns auf den Weg gemacht haben.“ „Worauf wartest Du, wolltest du wissen?“ „Jetzt warte ich nur mehr auf kleine Dinge. Ich warte bis die Suppe in dem viel zu kleinen Topf kocht. Ich warte auf die Nacht, ich warte auf den Morgen. An den Tag habe ich keine Erwartungen.“

Der Mann bot Tee an. „Sehr süß“, machte er auf den vielleicht ungewohnten Geschmack aufmerksam. „Wir kommen aus einem gastfreundlichen Land.“

„Handwerk hat goldenen Boden“, zitierte die Frau einen deutschen Satz, den sie gelernt hatte und auf den sie sichtlich stolz war.

Auch das Soldatenhandwerk? Der Bäcker, der Tischler sie leisten wertvolle Arbeit für die Menschen. Der Soldat vernichtet sie – die Arbeit und die Menschen. Nicht wenn er Hochwasserdämme errichtet oder Notbrücken baut. Aber das sind nur Zwischenspiele, zur Überbrückung der Zeit während der Soldat auf seine eigentliche Bestimmung wartet: KRIEG! Das Rüstzeug ist vorbereitet.

Dafür wurde der Soldat geschult. Damit kennt er sich aus. Gehorsam ist oberstes Gebot. Angriff gegen das Leben wird angeordnet. Auch gegen das eigene, das der Gefahr ausgesetzt ist, wenn Menschenmaterial eingesetzt wird. Nicht dabei sein gilt nicht; das Recht ist auf Seiten der Kriegsherren.

Die Frau richtete ihre großen, dunklen Augen auf mich: „Gestern ist das Baby ein Jahr alt geworden.“

Zum ersten Mal habe der Mann das Kind hochgehoben, es auf etwas Abstand gehalten und den Buben ernst angeblickt. Dann habe er den Blick gehoben und seiner Frau nach langer Zeit wieder ein Lächeln geschenkt.

Der Mann ist noch immer in psychologischer Betreuung.

Die Frau schlug die Augen nieder. Ihre Stimme wurde leiser: „Es ist ein Soldatenkind. Zuerst wollte ich es nicht haben. Aber es gab keine Möglichkeit es wegzumachen. Mein Mann hat viel geweint. Wut und Verzweiflung. Er war nicht zu Hause als es passierte. Das war gut. Er wäre sonst nicht mehr am Leben.“

„Und die Töchter?“, erkundigte ich mich angstvoll.

„Sie waren in der Schulbaracke. Das alte Schulgebäude war längst zusammengeschossen worden. Wir hatten großes Glück.“

Glück?! Sie hatten noch ihr Leben, aber alles andere ist zurückgeblieben. Verwandte, Freunde, ihr Haus, ihr Laden, ihre Kultur, ihre Sprache, ihr Land

Und viele tote Familienmitglieder, deren Gräber sie nicht besuchen können.

„Der Krieg ist voll Gier, hat alles verschlungen“, seufzte die Frau.

Über ihre Schmerzen sprach sie nicht. Sie saßen in den Falten, die ihr Gesicht zerfurchten.

Vieles konnte sie in deutscher Sprache nicht formulieren. Aber auf „Google

translate persisch – deutsch“ baute sich der Schrecken schwarz auf weiß vor mir auf.

Die Frau und ich gingen in der Pause des Deutsch-Unterrichts vors Haus. Sie wiegte ihr Baby am Arm und wir beobachteten ein Eichhörnchen, das behände durch das Geäst der alten Eiche hüpfte. „Im Lager war es schrecklich!“, brach die Frau unser Schweigen, „Ich wäre gerne so ein Tier gewesen. Ich hätte einen Pelz und wenn es zu eng wird, könnte ich ein paar Äste weiter springen.“ „Ein Eichhörnchen?“ „Ja, ein Eichhörnchen“, nickte sie und hatte Schwierigkeiten das komplizierte Wort auszusprechen, „mit meinen Eichhörnchenkindern in einem großen Baum nur für Eichhörnchen.“

Krieg färbt den ‚goldenen Boden‘ blutrot! Ein paar Samen Hass und Neid genügen, um blühende Felder zu veröden. Fruchtbarer Boden, auf dem Talente wachsen und Künste gedeihen könnten, liegt brach. Verbrannte Erde! Verbrannte Seelen!

Und alle machen mit. Die, welche den Finger nicht an den Abzug gelegt, aber die Brandreden gehalten haben; jene, die nichts hinterfragen und die, die weg-schauen.

Und alle suchen nach dem Schuldigen. Lassen sich vom Rad der Gefühlsbewegungen über Stock und Stein drehen, bis sie zerschunden und zerschlagen auf der Strecke bleiben; überrollt von jenen, deren Zorn noch über genügend Kraft verfügt. Keiner sucht den Weg zur Mitte, zur Radnabe, die ruhig verweilt, unbeirrt von den Schleuderbewegungen der Emotionen.

Um den Schuldigen zu finden, müssen wir in einer Kehrtwende bei uns selbst beginnen. Die Kehrtwende: kehrt zuerst vor der eigenen Tür und kehrt uns ab von den falschen Versprechungen machtgieriger Führer, denen ein Menschenleben nichts wert ist und die sich von Menschenleid nicht berühren lassen.

Der Weg des Friedens beginnt im Kopf jedes Einzelnen. Der Friede beginnt in der Freundschaft zu unseren Nachbarn, in der Liebe zu den Menschen, im Verständnis für den anderen.

„Durch die Kinder können wir verzeihen, wenn wir Blumen aus ihren Herzen wachsen lassen“, sagte die Frau. „Ein Herz, in dem Rache wohnt, wird den Fuß nicht auf den Friedensweg bringen. Ein Herz, das gelernt hat zu verzeihen – sich und anderen – wird in strahlende Augen blicken.“

Ich habe von dieser Frau viel gelernt und ich weiß, dass ich nicht in einer Welt leben möchte, in der Menschen sagen:

Du hast eine andere Hautfarbe, also bist Du mein Feind.

Du hast eine andere Religion, also bist Du mein Feind.

Du hast eine andere Kultur, also bist Du mein Feind.

Du hast eine andere Meinung, also bist du mein Feind.

Du bist reicher als ich, also bist Du mein Feind.

Lieber lasse ich das Du in meine Welt. Es bereichert mich vielleicht; bringt mir Ergänzung; erweitert meinen Horizont. Ich möchte mein Fühlen nicht stumpf und schwer und mein Denken nicht kleinräumig werden lassen. In meiner Welt soll der Mensch mit seinen Bedürfnissen das Maß aller Dinge sein.

Ich nehme mir vor, den Frieden in mir zu suchen, denn wenn ich ihn in mir nicht finde, kann ich ihn nicht in die Welt tragen. Und jeder von uns wünscht ihn sich doch – diesen Frieden, der die Grundlage für ein glückliches Leben ist – im Einzelnen und im Miteinander.

Gerhard Benigni

Friede, Freunde, Eierkuchen

Übersetzung anzeigen: A Friendly Peace of Omelette

„Ja, Himmel, Herrgott, Sakrament. Ich hab doch eine Crêpe bestellt und kein Omelette“, war Eik angefressen. Dabei hatte er sich so sehr auf eine feine Nachspeise nach dem rustikalen Paprikahendl mit Reis gefreut. Und wohl angebracht war seine Aufgebrachtheit, denn die Teigschicht dieses unförmig gerollten Patzens, unter der kaum wahrnehmbaren dunkelbraunen Soße auf seinem Teller, war annähernd gleich dick, wie das 300er-Ribeye-Steak des älteren Herrn am Tisch gegenüber. Eik zückte wütend sein Smartphone, um die kulinarische Katastrophe von allen Seiten und in akribischen Detailaufnahmen bildlich festzuhalten. Der Gasthof Pfanner sollte für dieses gastronomische Verbrechen nach seinen vor Ort bereits losgelassenen Hasstiraden gegen Kellnerin, Koch und Wirt des Hauses daheim auf Facebook erneut und für all seine Freunde sichtbar sein Fett abbekommen. Eik legte ein Album mit dem Namen „Crêpieren leicht gemacht“ an und lud alle 42 Fotos von seinem Smartphone hoch. Selbstredend teilte Eik das Album öffentlich einsehbar in seiner Chronik. Gleich darauf ging er auf die Facebook-Seite des Gasthofs Pfanner, um seine Bewertung abzugeben. Einen Stern billigte er

dem Möchtegern-Genuss-Wirt zu. Und das auch nur, weil sich Facebook beharrlich weigerte Eiks beigefügten Kommentar mit null Sternen anzunehmen: „Dieser Gasthof ist das Allerletzte. Eine Zumutung für jeden Gourmetgaumen. Nachdem ich das erbärmliche Paprikahendl als schlechten Scherz, vielmehr als Schenkelklopfer, abgetan hatte, beförderte die von der unfreundlichen Kellnerin servierte Nachspeise dilettantische Unzulänglichkeiten zutage, die sich dem Berufsstand der Köche mehr als unwürdig erwiesen haben. Wenn ich in freudiger Erwartung eine Crêpe au Chocolat bestelle und dann von einem Omelette surprise derart negativ überrascht werde, steigen mir die Grausbirnen auf. Dafür hätte auch der Rosin keine Worte. Mein Fazit: Friss und crêpier!“

Diese geharnischte Kritik am Gasthof Pfanner postete Eik, sich der geschlossenen Zustimmung aller sicher wähnend, auch zum Album dazu. Allerdings zog dies bei seinen Facebook-Freunden wider Erwarten einen Sturm kontroverser Reaktionen nach sich.

Anna Fiedler. Weiß nicht was du hast. Dieser Crepe ist doch nicht dick.

Eik Motschnig. Wie, nicht dick? Echt fett ist der. Geht nicht mal als Omlette durch, der Oschi...

Anna Fiedler. Eh klar, typisch Mann! Immer ihr mit euren Idealmaßen.

Eik Motschnig. Was Idealmaße? Die scheid EU, die normt doch alles. Sogar die Angabe der Inhaltsstoffe ist von A bis K geregelt. Nur über die Optik von Desserts machen sich diese großkopferten und breitärschigen Bonzen in Brüssel sichtlich keine Gedanken. Wie soll das Auge da bitte mitessen? Gut, in dem Fall wären beide satt geworden.

Willi Strauss. An allem ist aber auch nicht die EU Schuld.

Eik Motschnig. Eh nicht, aber für die max. Crepedicke braucht's eine EU-Verordnung. So wichtige Dinge gehören einfach genormt.

Susanne Gurker. Jetzt spinnst ganz!!!

Eik Motschnig. Ha, die Gurkerin, wie immer gegen mich. Dass wir überhaupt noch Freunde sind...

Susanne Gurker. (Herzerl) Jaja, der Herr Gourmet! Hast wohl immer ein Maßband mit dabei.

Eik Motschnig. Wozu ein Maßband? Das sieht doch ein Blinder, dass das dicker als drei Omeletten ist.

Wanda Leipold. Ihr habt's Probleme. In Afrika verhungern die Kinder (Smiley mit

Mundwinkeln nach unten und Kullerträne)

Walter Wunderlich. Kinder, nun beruhigt euch doch. Crepe hin, Omelette her. Ob dick, ob dünn, bei uns heißen die alle Pfannkuchen. Und Ende Gelände!

Eik Motschnig. Na bravo, der Herr Obergscheid aus Piefkinesien! Pfannkuchen, Pfannkuchen. Wenn ich das schon hör.

Maria Schäuble. Bei uns im schönen Schwabenländle tu mir Flädle dazu sage.

Eik Motschnig. Zu Crepes oder Omeletten?

Maria Schäuble. Zu beide (Doppelsmiley)

Susanne Gurker. Find ich gut. Muss ja nicht immer alles verkompliziert werden.

Eik Motschnig. @Maria @Walter: Ihr Piefke habts doch einen an der Waffel! @ Susi: Und wieder gegen mich, na warte...

Susanne Gurker. Entfreundest mi jetzt? (drei Zwinkersmileys)

Maria Schäuble. Keine Beleidigungen bitte!

Walter Wunderlich. Einmal noch Piefke... (wütender Smiley)

Lorenz Fischer. Mein Name ist Lorenz V. Fischer, ich habe ein Kapital von mehr als eine Million (8,5 Mio. €) für die Vergabe von Privatkrediten Begriff kurz und lang von 2000 auf 7,4 Mio. € und verwendet werden alle ernsthaften Menschen wollen das Darlehen. 2% bis 4% Zinsen pro Jahr je nach der Menge ausgeliehen. Dafür, dass insbesondere will ich nicht, um den Wucher Recht verstoßen. Bezahlen können Sie 5 bis 18 Jahre, je nach dem Höchstbetrag ausgeliehen. Für weitere Informationen kontaktieren bitte Sie per E-Mail mich: lorenzvfischer@bfkcashhk845.com

Eik Motschnig. Was dann? Dann werd ich mich noch wundern, oder was? (lachender Smiley)

Susanne Gurker. Wie jetzt? Entfreundest mi oder nit? Noch kann ich mitlesen und kommentieren.

Frank Ladentrog. Anna, den Kredit hamma! Hihihih

Eik Motschnig. Gurke, gib a Ruh, wenn Erwachsene sich unterhalten.

Frank Ladentrog. Bleibt's doch sachlich, ihr Grantler! (Smiley) Aus einem Omlett kann man bekanntlich kein Ei machen. Das Ei war schließlich zuerst da.

Eik Motschnig. Sehr witzig, Frank! Mann kann aber aus einer Crepe auch kein Omelett machen!!!

Susanne Gurker. Das nicht, aber aus einer Mücke einen Elefanten im Porzellanladen. (gefällt Anna)

Frank Ladentrog. Außer man is Koch im Pfanner. Hihi (gefällt Eik)

Anna Fiedler. Super, Susanne. Recht hast (drei Herzerln)

Eik Motschnig. Sicher, die gesamte Tupperwaregang verbündet sich gegen mich.

Susanne Gurker. Ha, wirst jetzt bös oder bist auf's Mitleid deiner Leidensgenossen aus? (Zwinkersmiley)

Anna Fiedler. @Susanne: (Herzerl)

Willi Strauss. Jetzt geht's ihm bitte nicht auch noch alle zsamm auf die Eier. Der ist eh mit dem Nachspeisenverhau gestraft genug...

Eik Motschnig. Danke, Willi! Bist halt noch ein echter Freund.

Susanne Gurker. Moi, der Willi ergreift Partei für den Eik, wie lieb (Herzerl Zwinkersimley)

Willi Strauss. @Eik: Wann blockst denn die dumme Gurkn endlich?

Frank Ladentrog. Welche Partei! Wirds jetz politisch a noch? Hihih

Susanne Gurker. @Willi: Jössas, der Willi verwendet Schimpfwörter! (dreimal ängstlicher Smiley) @Eik: Nun mach schon, du Mimose! Ich hab deine ewigen Essenspostings sowieso längst satt (Smiley)

Eik Motschnig. @Willi: Jetzt will sie mich provuzieren auch noch, diese Funzen!

Susanne Gurker. @Eik @Willi: Na, ba, bitte um Mässigung. Sachlich bleiben hat der Frank gepostet. Aber ganz schön nervös, Eik, lauter Tippfehler.. (Grinsesmiley) (gefällt Anna)

Frank Ladentrog. Genau, schön bei der Sache blieben! Wie is das jetzt wirklich mit diese Eierkuchen? Wie flach müssen die sein?

Willi Strauss. So flach wie die Susanne, dann sind's Crepes. Hahaha (Smiley) (gefällt Eik und Frank)

Susanne Gurker. @Willi: (fünfmal wütender Smiley) Und das soll sachlich sein? (gefällt Anna)

Alexandra Kravanja. Hörts auf, dass is doch kindisch! Essts lieber gemeinsam a Friedatensuppe und habts euch lieb (Blume Friedenszeichen Regenbogen)

Anna Fiedler. Machos!!! (wütender Smiley) (gefällt Susanne)

Willi Strauss. Crepes Susanne (dreimal Zwinkersmiley) (gefällt Eik, Frank und Walter)

Susanne Gurker. @Willi: Viel is bei dir oben aber auch nicht da?! (gefällt Anna und Maria)

Eik Motschnig. @Alexandra: Bitte nicht du auch noch. Musst dich aber auch überall einmischen. Aber wenigstens hast du Humor. Friedaten, der war gut.

Robert Kirchbauer. Eierkuchen – auch Pfann(e(n))kuchen, Eierpfannkuchen, Palatschinken, Flädle, Eierpuffer, Omelettes (in Analogie zur Eierspeise Omelett) und Plinsen (nach slawisch bliny) genannt bzw. in Varianten so genannt – sind Eierspeisen aus Ei, Milch und Mehl, die in einer Pfanne gebacken werden. Im Unterschied zu den hellen französischen Crêpes haben Eierkuchen meist einen geringeren Flüssigkeits- und höheren Ei- oder Mehnteil, wodurch der Teig deutlich dickflüssiger ist. Auch werden sie (mithilfe von Zucker im Teig) dunkler gebacken. Eine ähnliche Zubereitungsart wird in Italien Crespella genannt.

Palatschinken, (Einzahl: die Palatschinke [pala'tʃɪŋkə], [2][3][4] jedoch meist im Plural, [5] über rumänisch plăcintă und ungarisch palacsinta aus lateinisch placenta, „Kuchen“) sind dünner und feiner als der übliche Pfannkuchen. Mitunter werden sie, gefüllt mit Speiseeis als Eispalatschinken angeboten (sollen aber nicht mit Omelette surprise verwechselt werden).

Poffertjes sind niederländische Verwandte der böhmisch-österreichischen Dalken, stammen jedoch ... Mehr anzeigen¹

Frank Ladentrog. So sachlich nun auch wieder nicht. Wer kopiert denn da glei die halbe Wikipedia rein? Hihhi

Alexandra Kravanja. Hähhhh? Versteh i nit, was du da lustig findest (Runzelstirns-miley)

Susanne Gurker. Jö, der Herr Pfarrer Kirchbauer eilt seinen Schäfchen zur Hilfe.

Eik Motschnig. Geh wo. Nicht der Herr Pfarrer persönlich. Bestimmt seine Pfarrköchin. Die loggt sich doch immer mit seinem Profil ein und postet dann in seinem Namen. Stimmt's, Gerda?

Frank Ladentrog. In Gottes Namen? Hihhi (gefällt Willi)

Frank Ladentrog. Heilige Maria, Mutter Gottes, werden wir jetzt alle bekehrt? Ist jetzt der Frieden mit uns? Hihhi (Zwinkersmiley HeiligenscheinSmiley)

¹ ursprünglich aus Frankreich.

Eik Motschnig. Gerda, sollen wir uns das jetzt alle durchlesen?

Robert Kirchbauer. Leset und lernet alle davon!

Frank Ladentrog. Herr Pfarrer, kennen Sie die Problematik vielleicht von Ihre Oblaten her? Hihihi

Eik Motschnig. Gerda? Bist du's? (verunsicherter Smiley)

Robert Kirchbauer. Ephraim ist wie ein Kuchen, den niemand umwendet. (Hosea 7,8)

Susanne Gurker. Was wirdn das jetzt? Abendmesse online? (Zungenzeigsmiley)

Frank Ladentrog. Hä??? I bin evangelisch und dann amal off... Hihihi

Eik Motschnig. Gerda, echt jetzt???

Robert Kirchbauer. Geht zu Bett und schläft wohl. Aber vergesst nicht, zuvor zu beten. Gehet hin in Friede, Freunde, Eierkuchen!

Susanne Gurker. Gute Nacht, Herr Pfarrer! (Winkesmiley)

Eik Motschnig. Gerda??? Sag schon, dass du's bist... bitte...

Robert Kirchbauer. Legst du dich nieder, so brauchst du nicht zu bängen, und liegst du, so wird dein Schlummer süß sein. (Sprüche 3,24)

Ebenfalls aus den Niederlanden stammen die crêpe-ähnlichen Flensjes, sehr dünne und meist mit Puderzucker oder Marmeladen gegessene Eierkuchen.

Bliny oder Blini gehören in Russland zur Tradition. Sie werden häufig ganz oder zum Teil aus Buchweizen- oder Hirsemehl anstelle von Weizenmehl zubereitet, oft wird auch Hefe verwendet. Russische Oladji sind dagegen dicker und werden mit Sauermilch statt Hefe zubereitet.

Galette ist die bretonische (meist herzhaftere) Variante der Crêpes aus Buchweizenmehl.

Farinata (auch Socca genannt) ist ein dünner Eierkuchen (Crêpe) aus Kichererbsenmehl.

Necci ist ein Eierkuchen aus der Toskana, der mit Kastanienmehl zubereitet wird.

Im Nordwesten Spaniens werden Crêpesähnliche filloas gebacken.

Svele ist eine norwegische Zubereitungsart.

Der finnische Pannukakku ist ein Eierkuchen, der im Ofen gebacken wird.

Die Pönnukaka ist der isländische Pfannkuchen.

Pancakes. Der Unterschied zu den deutschen Eierkuchen liegt in der Form des Pancakes. Der Pancake ist meist etwas kleiner und wesentlich dicker, da sich der Teig in der Pfanne nicht so sehr ausbreitet.

In Indien (Kerala, Tamil Nadu) werden „Appa(m)“, in Sri Lanka „Hopper“ (Kurzform für Egg Hopper) als dem deutschen Pfannkuchen vergleichbare Gerichte zubereitet.

Panqueque ist eine etwas dickere Variante des Crêpe aus Argentinien, Uruguay und Chile.

Siehe auch

- Omelett
- Regionale Küchenbegriffe
- Friede, Freude, Eierkuchen
- Vom dicken, fetten Pfannekuchen (Märchen)
- Pfannkuchen-Sortierproblem

Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Eierkuchen>

Beppo Beyerl

Der Rudl

Rudl hat höchstens zwei Monate seines Lebens gearbeitet und die restliche Zeit war er arbeitslos, weil das, wie er seinen Kollegen von der Freitag-Saunapartie erklärte, eine noch größere Arbeit ist.

Für diese diffizile Lebensplanung braucht man schon eine gehörige Portion Intelligenz. Rudl rekrutierte diese natürlich nicht zum Erfassen der sozialen Situation im Allgemeinen, sondern zum flexiblen Ausnutzen des Sozialsystems im Besonderen, was sowohl dessen genaue Kenntnis als auch eine gewisse laxen Grundhaltung voraussetzt.

Mit seiner sozialen Intelligenz, die ihm der Staatsanwalt beim Plädoyer anstandslos zugestand, hätte er locker und anstandslos glücklich und zufrieden bis ans Ende seiner Tage leben und jeden Freitagabend mit der Herrenrunde in die Theresienbad Sauna gehen können. Doch ätsch, kein Glück hält ewig, denn sein, wie der Verteidiger beim Prozess meinte, gacher Jähzorn, trat auf den Plan seiner Lebensgestaltung und brachte das Konzept um die Früchte des mühsamen Erfolges. Mit dem gachen Jähzorn meinte der Anwalt natürlich nicht die aus der Hüfte geschlagenen Watschen, die der Rudl tagtäglich seiner ihm angetrauten Gattin verabreichte. Um eine gesunde Watschen macht man nicht viel Aufhebens im Wiener Vorort Wilhelmsdorf, und niemand, am allerwenigsten seine ihm angetraute Gattin, wäre auf den Gedanken gekommen den Polizisten gegenüber von der gestreckten Gachen auch nur den Ansatz zu erwähnen.

Im Gegenteil, der Rudl machte sich beliebt im Gemeindebau, weil er auf den Parteiversammlungen der Sozialdemokraten im richtigen Moment „Bravo!“ rief, und als er einmal „Alleweil gegen die Kleinen“ im tiefsten Slang von Floridsdorf brüllte, da fielen die ihn bewundernden Blicke der 80-jährigen Omamas auf seine grimmige Gestalt.

Selbst die Tatsache, dass er mit der kleinen Tochter seiner Gattin lustige Filme drehte, wenn seine Gattin in der Arbeit war und diese lustigen Filme um ein Heidendgeld an gewisse zahlungskräftige Kunden verkaufte, brach sozusagen keinen Ast aus dem Baum seiner verzweigten Karriere. Seine Gattin wusste ja nichts von den lustigen Filmen und wenn sie etwas gewusst hätte, hätte sie – sagen wir es ehrlich – geschwiegen wie ein Grab.

Der Rudl waltete nämlich als Herr im Haus, auch wenn das Haus eine mehr oder weniger geräumige Gemeindebauwohnung in Wilhelmsdorf war. Schließlich schaffte er es, kraft seiner im Prozess amtlich festgestellten sozialen Intelligenz, zur Begleichung der Miete der Gemeindebauwohnung, die samt Einrichtung aus wohlfeilen Gründen seiner ihm angetrauten Gattin gehörte, wodurch etwa weder der Fernseher noch der mit Bierdosen gefüllte Kühlschrank gepfändet werden konnte, sowohl vom Bund als auch von der Gemeinde eine Förderung zu erhalten, deren Gesamtsumme die von seiner Frau gezahlte Miete um das Dreifache überstieg.

Doch Schwamm drüber. Sein Unglück begann, als seine im Hof spielende Ziehtochter einen Fauxpas beging, wie der Verteidiger beim Prozess ausdrücklich feststellte und mehrmals an der Haustür klingelte, obwohl die Tür nicht abgeschlossen war. Wütend drückte der Rudl auf den Knopf der Gegensprechanlage, noch wütender rannte er die Stiege hinunter, lachend lief ihm das kleine Mädchen im ersten Stock entgegen, da bückte er sich gach zu ihr hinunter und würgte sie noch gacher. Als sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab, waren sechzig Sekunden vergangen. Sechzig Sekunden, stellte der Gerichtsgutachter fest, „genau eine Minute haben Sie die Kleine gewürgt“, und der Rudl wird zeit seines Lebens nie erfahren, mit welchen Methoden der Mediziner die sechzig Sekunden eruierte und wieso er nicht auf vierzig oder dreiundachtzig kam.

Das also war es, was die Herren aus der Freitag-Saunapartie im Theresienbad und sein Verteidiger später als Jähzorn bezeichneten. Natürlich muss festgestellt werden, dass die Kleine ein ausgesprochener Fratz war. Wollte sie doch ihren Stiefvater reizen, vielleicht ihn zur Weißglut treiben, vielleicht zu einer Untat provozieren. „Aber“, so meinte der Ernstl noch vor dem ersten Aufguss, „aber gleich umbringen? Wenn eine Tracht Prügel genügt hätte?“

Indes kam der Rudl nicht zum Verschrauben, weil er ja die Kleine nicht im ersten Stock des Stiegenhauses zurücklassen konnte. Flugs packte er sie mit beiden Händen und trug sie noch flugser in das Kellergeschoß des Gemeindebaus. Dort deponierte er die Abgemordete in einem leerstehenden Abteil, in dem außer einem amtlichen Zettel, der auf die Streuung von Rattengift hinwies, das nicht in die Hand und noch weniger in den Mund von Kleinkindern geraten sollte, noch Reste von längst ausgetrockneten Orangenschalen lagen, die auf einem weder vom Rudl noch von den Kriminalbeamten zu eruierendem Weg ihren Weg ins tiefe Kellerloch gefunden hatten.

Nach der Verstauung der Umgebrachten rannte er wieder in die Wohnung hinauf, um die lustigen Filme in einer absperrbaren Lade zu verstauen, da seine ihm angetraute Gattin gegen 18 Uhr nach Hause kommen sollte. Sie arbeitete in einem Frauenprojekt für langarbeitslose Frauen, in das sie vom Arbeitsmarktservice zwangsvermittelt worden war und wurde von ihrem Mann und Gebieter gegen die Projektleiterinnen aufgehetzt, wo doch auch der Ernstl schon beim Umziehen zu behaupten pflegte, dass eine Frau bekannterweise nichts anschaffen könne.

Yvonnee – so hieß die Gattin, wobei der Rudl ihren Namen bevorzugt auf der dritten Silbe betonte, also Yvonnee zog nach ihrer Heimkehr eine cremige Falte auf ihrer Stirn und wackelte mit den Zehenspitzen in ihren High-Heels: die Kleine nicht im Badezimmer, die Kleine nicht im Wohnzimmer, die Kleine nicht im kleinen Zimmer.

Äußerst klug erklärte der Rudl, dass die Kleine nicht nach Hause gekommen sei, und noch klüger setzte er hinzu, dass er in Anbetracht der ernststen Situation selbstverständlich auf den heutigen Besuch der Saunarunde verzichten werde. Und weiters fügte er hinzu, dass gerade heute ein echter Karl stattfinden werde; schließlich habe der Ernstl das letzte Mal seinen, also Rudls, rechten Badeschlappen im Wassereimer versenkt, und heute hätte er, also der Rudl, vorgehabt, das Badetuch des Ernstl unter die glühenden Kohlen zu tauchen.

Um 19 Uhr zog die Yvonnee die gesamte Stirn in cremige Falten und richtete sich die Pumps, weil sie vollends aus den High-Heels zu rutschen begann: von der Kleinen keine Spur. Als symmetrischen Beweis seiner Zuneigung faltete der Rudl ebenfalls seine Stirn in breite Falten, da er ja nur schwer aus seinen Doc Martens schlüpfen konnte. Schnell schnallte die Yvonnee die Pumps um ihre Füße und machte sich auf die darunterliegenden Socken, da sie noch zu vier Spielplätzen klappern und zu zwei Bekannten trippeln wollte.

Der Rudl wartete indessen zu Hause auf die Kleine. Kurzfristig verlor auch er ein bisschen seine Gleichgültigkeit. Fiel ihm doch ein, dass mit der Abmurksung der Kleinen auch sein einträgliches Filmobjekt für immer von dieser Welt verschieden war. Die Entscheidung über die Suche nach einer neuen Einnahmequelle verschob er auf später, da er im Moment eigentlich andere Sorgen hatte.

Als die schluchzende Yvonnee barfuß zurückkehrte und die Pumps in den spitzlackierten Fingern balancierte, ergriff der Rudl ihre Hand und erklärte, die Suche nach der Kleinen nun selbst in seine Hand nehmen zu wollen. Sicher kann man ihm das aus der Sicht der späteren Ereignisse als Fehler vorhalten, aber nachher sind immer alle gescheiter. Indes weiß ein Mann, was er will. Also verständigte er mit dem Handy die Polizei, und als die vom Steigen der Treppe noch schnaufenden Polizisten in Kenntnis der räumlichen Situation in den Gemeindebauten von Floridsdorf nach stillen Winkeln und toten Gängen fragten, da erzählte er den Polizisten von einem Kellerabteil, in dem angeblich ein paar Orangenschalen verrotteten.

Gehen wir wieder runter, meinte einer der beiden Polizisten. Selbstverständlich öffnete der Rudl eigenhändig die Tür des Kellerabteils, um sich beim Anblick der Umgebrachten erschreckt umzudrehen. Die Psychologen argumentierten während des Prozesses, dass der Rudl einem zur Selbsterstörung, vielleicht auch zum Masochismus tendierenden Täterprofil entspreche und daher, dieser unbewussten Veranlagung folgend, sein Verbrechen absichtlich der Entdeckung preisgeben wollte.

Als der gerufene Arzt mit der Taschenlampe auf die Erwürgte leuchtete, erwähnte der Rudl die Sandler, die im Hof ihr sogenanntes Unwesen trieben. Und als der Arzt die Todeszeit mit 16 Uhr bestimmte, fiel dem Rudl ein, dass er vom Küchenfenster seiner Gemeindebauwohnung zwei Ausländer gesehen hatte, die sich kurz vor 16 Uhr in den Hof schlichen. „Wieso wissen sie, dass das Ausländer waren?“, fragte im Prozess der Staatsanwalt. „Das erkennt man doch bei uns im Gemeindebau“, antwortete der Rudl. – „Woran?“ – „No an der Farbe. Das waren nämlich Neger.“

Am Tag nach der Leichenfindung hetzte schon die Lieblingszeitung aller Gemeindebauhöfe auf die kriminellen Farbigen, die eigentlich Neger hießen, und am übernächsten Tag konnte man in einem Leserbrief erfahren, dass der Verfasser des Briefes in einem Lokal einem schwarzen Blumenverkäufer die betreffende Seite mit dem Titel „Farbige als Kindesmörder“ unter die Nase rieb und sodann versicherte, bei Negern keine Blumen mehr kaufen zu wollen.

Indes kannten die beiden Polizisten ihre Pappenheimer. Der Mörder musste

aus dem Gemeindebau kommen, überlegten sie, vielleicht sogar aus der bewussten Stiege, sonst hätte er nicht die Leiche gezielt im einzigen leeren Kellerabteil deponieren können. Sie konstruierten für alle Bewohner der bewussten Stiege sogenannte Zeit-Weg-Diagramme; nur einer hatte um 16 Uhr eine große Lücke. Da sie zudem der penetrante Übereifer des Rudl misstrauisch gemacht hatte, ließen sie sein Vorstrafenregister ausheben. Sie holten aus dem Automaten zwei Bierflaschen und prosteten einander zu, als sie zum ersten Mal im Register blätterten.

Es erübrigt sich zu erwähnen, dass die Beamtin des Sozialamtes nichts unternommen hatte. „Sie wollte niemandem Schwierigkeiten bereiten“, sagte die Beamtin, als sie haarscharf einer Dienstaufsichtsbeschwerde entging, weil sie die ihr bekannte Vorliebe des Rudl für eine ordentliche Tracht Prügel weder der Polizei noch ihrem Vorgesetzten gemeldet hatte.

Als in den Würgemalen der Kleinen winzige Hautspuren des Rudl gefunden wurden, verhafteten die Polizisten den Rudl.

Beim Prozess erklärte der Verteidiger, dass der Rudl abnormal veranlagt sei, weil er nie etwas gearbeitet habe und so an Minderwertigkeitskomplexen leide, die durch das Läuten an der Tür im Sinne eines double-bound-Effektes suggestiv aktiviert wurden. Der Gutachter attestierte dem Rudl völlige Zurechnungsfähigkeit im Allgemeinen und zur Tatzeit im Besonderen. Der Staatsanwalt bekundete im Plädoyer, dass der Rudl es kraft seiner sozialen Intelligenz schaffte, Frauen, Gesetze und Sozialstrukturen auszunutzen. Die Richterin ließ vom Gerichtsdienner eine Puppe genau sechzig Sekunden lang würgen. Die Geschworenen befanden auf schuldig.

Der arme Rudl muss die nächsten zehn Jahre hinter Gittern verbringen.

Seither überlegt die Yvonnee, die sich von nun an auf der zweiten Silbe betont Yvonn rufen lässt, ob sie mehr über den Verlust des Kindes oder den des Mannes trauern soll. Drei Tage nach der Urteilsverkündung brach sie ein versperrtes Holzkasterl auf und fand dort fünf unbeschriftete Video-Kassetten. Da ihr Videorecorder gepfändet wurde, weil sie die Rechnungen des Versandhauses für die neuen Plateau-Stöckler nicht bezahlen konnte, warf sie die Kassetten kurzerhand in die Mülltonne im Innenhof des Gemeindebaus.

Die Saunakollegen im Theresienbad wollen den Badeschlapfen des Rudl, den sie im Wassereimer gefunden hatten, zehn Jahre lang in Ehren halten und auf ein entsprechendes Hakerl in der Saunakabine hängen.

Und der arme Rudl überlegt in dem vier-mal-drei-Meter großen Raum, was er nun wirklich falsch gemacht hatte.

Gerhard Blaboll

Endlich allaa!

Wir san seit über dreißig Jähr
a gut verheirat's Ehepäär
und håbn drei Kinder aufgezogn.
Die jüngerer san ausgeflogn
und kommen wie a Wolkenbruch
oft überraschend zu Besuch.

Dem Großen aber gfällt's bisher
in unsrer Wohnung viel zu sehr.
Des låstet uns auf unsrer Seel.
Der sollte ausziehn, aber schnell,
weil: san wir aa net mehr ganz jung,
spürn wir in uns Begeisterung,
die täten wir gern ganz diskret
oft auslebn, bloß: So geht des net!
Drum håbn wir ihm des offen gsågt,
dass uns sei Dåsein häufig plågt.
Sei Antwort wår, dass er versteht
und gern a Stund spazieren geht,
wenn wir ihm voll von Sinnlichkeit
nur sågn, es wår jetzt dann so weit.
Der Vorschlåg håt uns so net gfalln,
des hått ma irgndwie anders wolln.

Vernünftig reden, håb ma gsehn,
bringt nix, wir san und bleibn sei Kren;
wir müssen ihm des Leben då
vermiesen, sonst haut er net å!
Vermiesen mäch ma dergestålt,
dass er an Kostgeldbeitråg zåhlt.
Des geht, weil er net engagiert,
doch åb und zu wo kellneriert.
Ganz ohne Muckser håt er bald
die ersten Raten Kostgeld 'zåhlt,
doch ausziehn, håbn wir den Verdåcht,
kommt für ihn går net in Betråcht.

Der nächste Schritt wår net bequem
und aa für uns net angenehm.
Wir håbn den Kühlschrånk nämlich jetzt
mit Sächen gfüllt, die er net schätzt.
Für uns wår's aa a bisserl bled,
weil gråd des wolln wir selber net,
doch håt des ohnehin nix gnutzt.
Er håt si net amål verkutzt,
håt's anstandslos hinunter gschluckt
und net a bisserl aufgemuckt.

Wås håbn wir mit ihm net versucht?
Wårn lieb zu ihm, håbn ihn verflucht –
nix nutzt! Deshalb håbn wir betont,
wenn er no weiter bei uns wohnt,
dass er sei Wäsch jetzt selber wäscht.
Des håt ihn går net überräscht.
Er håt nur gmeint: „Jå, des is fair.“
Doch auszieh'n? Nie und nimmermehr!

Wir håbn des leider eh geahnt
und båd den nächsten Schritt geplant:
Er håt a junge Freundin ghåbt
und si mit der gern ausgetobt.
Deshålb håbn wir ihm untersågt,
dass er si weiter so betrågt.
Wir san jå schließlich ka Bordell,
er soll des einstellen, aber schnell.
Drauf håt er des kurz durchgedåcht
und – mit der Freundin Schluss gemåcht.
Net wegen uns! Es wår desweg'n:
Sie is ihm in den Ohrn geleg'n,
dass sie a eigne Wohnung kriegt
und er recht båd zu ihr einzieht!
A so a Schmarr'n! A Chance vergebn!
Na jå, net alles klåppt im Lebn!

Dann geb' ma auf. Doch wie gelenkt
kommt es oft anders, åls man denkt:
A Monat später måcht sei Wirt,
bei dem er manchmål kellneriert,
in Budapest a Wirtshaus auf
und unser Bua is båld darauf
scho aus'zogn und in Budapest.
Voll Freud gebn wir a klaanes Fest.
Wir jubeln: „Endlich ganz allaa!
Die Wohnung ghört jetzt nur uns zwa!
Wir werd'n genießen, wie si's g'hört,
weil uns ka Dritter dabei stört!“
Und mittendrin im Jubelton
läut' plötzlich unser Telefon.
Mei Mutter is am Apparat.
Sie sågt: „Euch wird jetzt sicher fad,
so ganz allaa zu Haus zu sein.
Drum zieh i morgen bei euch ein.“

Elfriede Bruckmeier

Abie Nathan. Der Mann der den Friedensnobelpreis NICHT bekam

Eigentlich hatte alles mit einem Rollstuhl begonnen. Nach einem Bombenabwurf über Palästiniensergebiet – er war damals Pilot bei der israelischen Luftwaffe – wollte er sich ein Bild von der Zerstörung machen. Das war ungewöhnlich, viele junge Soldaten flogen solche Einsätze, ohne dass es ihnen in den Sinn gekommen wäre, das Ergebnis begutachten zu wollen. Vielleicht war doch seine Erziehung bei den Jesuiten daran schuld, wie seine Eltern vermuteten. Jedenfalls war er entsetzt über das Ausmaß der Verwüstung. Da war eine junge Frau, der beide Beine fehlten. Er besorgte ihr einen Rollstuhl und besuchte noch mehrmals das Palästinienserdorf, brachte Lebensmittel und Medikamente. Damals wurde er zum Kämpfer für den Frieden. Er kandidierte für die Knesset und versprach, wenn er gewinnen sollte, würde er nach Ägypten fliegen und Friedensgespräche anregen.

Er verlor nur ganz knapp, flog aber trotzdem nach Ägypten. Dort wurde er sofort verhaftet und nach Israel zurückgeschickt, wo man ihn ins Gefängnis steckte.

Jetzt, nach dem Schlaganfall, saß er also ebenfalls in einem Rollstuhl, wie einst die Palästinenserin. Alpträume plagten ihn. In seinem Zustand konnte er sich nicht einmal umbringen. Er hatte es versucht: man kippt aus dem Rollstuhl und liegt dann am Boden wie ein gestrandeter Fisch – es ist entwürdigend. Danach standen sie vor ihm, Arzt und Pflegepersonal, und diskutierten: „Festbinden oder medikamentös behandeln?“ Es werden wohl Medikamente gewesen sein, denn von da an dämmerte er vor sich hin. Nun war er ausgeliefert: den Händen der Pflegerinnen und den Blicken der anderen Insassen, meist Frauen, die er mit einer Mischung aus Sarkasmus und Weinerlichkeit seine Kolleginnen nannte. Die Tochter kam jetzt öfter, sie hatte ihm offenbar verziehen, dass er sich nie um sie gekümmert hatte. Es war gut, dass sie kam, Pflegefälle ohne Angehörige werden schlecht behandelt, musste er leider feststellen. Seinen Platz im Altersheim verdankte er jedenfalls der Tatsache, dass er nach dem Militärdienst für die EL AL geflogen war und in den frühen 60er Jahren in Tel Aviv ein Restaurant betrieben hatte. Vermutlich wurde damals in eine Sozialkasse eingezahlt.

Eine Pflegerin brachte ihm eine Schüssel mit Brei. Nur weil er Angst vor der Magensonde hatte war er bereit, überhaupt noch etwas zu essen. Sie verwendete ein Parfüm, das ihm bekannt vorkam und plötzlich sah er den Hafen von Marseille vor sich, in dem sein Schiff „Voice of Peace“ vor Anker lag. Es war schwer gewesen das Geld dafür aufzutreiben, dann hatte er nicht einmal mehr die Mittel für die Hafengebühr. Und da kamen sie dann alle: die Hafendirnen genauso wie die Edelprostituierten aus der Innenstadt, in abenteuerlichen Gewändern, langen Mänteln, Stiefeln mit Plateausohlen, manche sogar oben ohne. Sie hatten für ihn gesammelt und auch die Hafengebühr bezahlt. Natürlich bekam die Presse davon Wind – wann kann man schon am helllichten Tag ein so lichtscheues Völkchen gesammelt in die Medien bringen? Man filmte und fotografierte ihn, mit Pfeife und ohne, mit den Damen und ohne. Er war damals bereits eine Berühmtheit und entsprechend eitel, wie er jetzt, im Alter, zugeben musste. Damals glaubte man noch an die Möglichkeit als Zivilperson etwas zu bewegen. Wenn er in Hungerstreik trat, um eine Forderung durchzusetzen, erhielt er zumindest Aufmerksamkeit in den Medien. John Lennon widmete ihm seinen Song „Give Peace a Chance“, er wurde zu Talkshows eingeladen, er traf den Dalai Lama, den Papst, David Ben Gurion, Indira Gandhi und Vertreter der PLO.

Am darauffolgenden Tag erhielt er dann die Erlaubnis zur Weiterfahrt. In in-

ternationalen Gewässern vor Tel Aviv ging sein Schiff vor Anker und sendete rund um die Uhr Musik und Friedensappelle, 20 Jahre lang. Im Jahr 1993 schließlich, versenkte er das Schiff, denn erstens war er mit seinen finanziellen Mitteln am Ende, und zweitens schien ja der Friede zum Greifen nahe!

Immer wieder tauchten in seinem Kopf Bilder aus der Kindheit in Bombay auf: die Farben, der Lärm, die Gerüche... Und aus seiner Schulzeit hatte er vor allem einige kluge Lehrer in Erinnerung. Es wurde viel diskutiert. Wie kommt der Krieg in die Welt? Und haben jene recht, die behaupten, der Friede sei nur eine kurze Abwesenheit vom Krieg und eigentlich auch langweilig, vor allem für junge Männer? Warum gab es in der Geschichte so wenige Herrscher wie König Ashoka, der, entsetzt über die Gräueltaten des Krieges, den er selbst angezettelt hatte, sich wandelte zum Friedensfürsten? Er hinterließ blühende Landschaften und glückliche Menschen, aber der Friede war nach seinem Ableben natürlich bald zu Ende. Warum nur wird das Wort „Friedensaktivist“ von manchen so ausgesprochen, als wäre es etwas Verwerfliches oder, noch schlimmer, als etwas Lächerliches? In den Geschichtsbüchern steht nicht viel über Ashoka, verglichen mit Kriegskaisern, Feldherren und Diktatoren.

Eine Pflegerin kam vorbei: „Sie weinen ja!“ Schnell wischte sie ihm die Tränen ab und war auch schon wieder verschwunden. Er hatte vom Jahr 1993 geträumt, von den Hoffnungen, die sich damals alle machten. So nahe am Frieden wähten sie sich, als in Oslo das Friedensabkommen zwischen Israel und Palästina unterzeichnet wurde und 1994 Perez und Arafat zusammen mit Jitzchak Rabin den Friedensnobelpreis erhielten. Abi Nathan war zu keiner der Zeremonien eingeladen, aber er freute sich am Ergebnis

Und dann? Nach dem tödlichen Attentat auf Jitzchak Rabin war der mühsam ausgehandelte Friede in weite Ferne gerückt. Abie Nathan flog wieder Hilfseinsätze in Krisengebiete, damals vermehrt nach Afrika. Aber das Feuer, die Begeisterung waren verfliegen. Als er daran dachte, seine Memoiren zu schreiben, ereilte ihn der Schlaganfall.

Abie Nathan starb 2008. Auf seinem Grabstein steht „Nissit“ – ich habe es versucht!

Die älteste Abiturientin

Mutter hat gesagt, sie kommt nicht mehr zurück. Sie verlässt den Kontinent, auf dem ich lebe, für immer. Ihr seien Flügel gewachsen, über Nacht, und so tauscht sie mich ein, gegen ein äquatoriales Hochgebirgsland mit hoher Analphabetenrate und Vierteln, in denen man nach Sonnenuntergang nicht auf die Straße gehen kann. Wo die Menschen eine Sprache sprechen, die sie erst letzten Oktober in Volkshochschulkursen zu lernen begonnen hat. Aber dort scheint jeden Tag eine wärmere Sonne, sagt sie, und schon jetzt kennt sie mehr Leute in ihrem neuen Viertel, als das daheim je der Fall war. Wenn sie morgens aufwacht, ist die Luft in ihrem Zimmer schwer von den Wogen, die der Mangobaum vor ihrem Fenster hineinträgt.

Mutter hat gesagt: „Mach dir keine Sorgen um mich“. Ich habe an meinem Ende der Leitung „Jaja“ geantwortet, denn in Wirklichkeit Sorge ich mich um mich selbst. Die Bank, die Miete, die Rechnungen, die undurchschaubaren Versicherungspapiere in Mutters Briefkasten. Und was die Flügel sollen.

Sie sagt, sie sei jetzt leichter, ohne Ballast. Sie sei nicht mehr die, die mich großgezogen hat – und das sei auch gut so. Sie hat nichts mehr gemein mit der Person, die 70-Stunden-Wochen arbeitete und neben ihrem Bett Ratgeber über den Weg zum Glück stapelte. Der Frau, die in ihren Mittagspausen hektisch aus dem Büro durch die halbe Stadt nach Hause fuhr, um eine Tiefkühlpizza in den Ofen zu schmeißen, damit sie mir wenigstens ein Mittagessen gekocht hatte. Die jeden Montag, die letzten drei Jahrzehnte lang, über das Waschbecken im Bad gebeugt begann, eine bunte Palette Pillen schluckend, und jeden Sonntagnachmittag bis zum Abendbrot heulend in ihrem Zimmer eingeschlossen verbrachte.

Ich betrete es, den Schlüssel und die Post noch in der Hand. Es liegt friedlich und einsam da. Die Kindheitsurlaube leuchten von den Wänden hinunter und das Bett schon vor langer Zeit gemacht. Mutters Geruch hängt noch entfernt in der Luft. Der Stuhl und der Schreibtisch am Fenster, der Wecker mit den phosphoreszierenden Zeigern, sie alle warten artig auf ihre Rückkehr. Sie alle glauben, wie ich, dass sie es sich noch einmal anders überlegen wird.

Mutter sagt, sie fühle sich jung, jünger als je zuvor. Verliebt ist sie nicht, zumindest hat sie nichts davon gesagt. Es ist nur, sagt sie, dass sie endlich wieder eine Familie hat, inmitten dieser Leute, mit denen sie keine Vergangenheit teilt.

Mutter sieht sich selbst als Waisenkind seit vor zwölf Jahren meine Großmutter starb. Als letzten Februar ihr Bruder und dann auch noch der Hund das Zeitliche segneten, schluchzte sie fast jeden Tag am Telefon, aber lehnte vehement all meine Angebote heimzukommen ab. Stattdessen ging sie in Frührente, gab das Waschbecken im Bad auf, und begann ihr Testament zu schreiben. Sie ließ mich wissen, dass auch sie bald tot sein würde – realistisch gesehen wäre es nur eine Frage von zehn, zwanzig Jahren – und dass sie nicht neben meinem Vater auf dem Friedhof bei den Wasserwerken liegen wolle, nein, ihre Asche solle über der Ostsee verteilt werden.

Unter den Briefen finde ich auch einen grauen Umschlag von der Friedhofsverwaltung. Wahrscheinlich eine Mahnung wegen der unbezahlten Rechnungen für die Grabpflege. Obwohl ich es ihnen letzten Monat am Telefon erklärt hatte. Ich setze mich auf den Teppich im Wohnzimmer und breite Mutters Post um mich herum aus. Die Schrankwand, das Sofa, die Vorhänge schauen mir zu.

Mutter glaubt, dass die Umstände sie um ihr Leben betrogen haben, und aus diesem Grund wird sie von nun an keine Geschäfte mehr mit den Umständen machen. Kurz nachdem sie über ihre Beerdigungswünsche entschieden hatte, buchte sie einen Platz in einem Austauschprogramm für Abiturienten. Einmal um die halbe Welt, für sechs Wochen Sprachkurs mit Gastfamilie, sechs Wochen Freiwilligenarbeit auf einer Biofarm, vier Wochen Rucksacktourismus – so hatte es angefangen.

Ich wühle mich durch die Briefe. Mutters Auslandskrankenversicherung ist ausgelaufen. Eine nachträgliche Verlängerung nicht möglich. Mutter hat Zeit ihres Lebens in einem Versicherungsunternehmen gearbeitet. Der Vermieter hat erst zwei Mahnungen wegen der ausstehenden Miete geschickt, aber für die Arbeiten am Wasserzähler muss nächste Woche jemand in der Wohnung sein. Eigentlich müsste ich mit ihr telefonieren, ihre Gastfamilie anrufen, aber seit zwei Monaten schon kann ich dort niemanden erreichen.

Ich schalte Mutters Computer an und gebe als Passwort meinen Namen ein. Die Briefe lege ich säuberlich, einen nach dem anderen auf den Scanner neben Mutters Schreibtisch. Die Krankenversicherung, die Telefongesellschaft, das Rückgewinnungsschreiben der Sparkasse. Den Vermieter werde ich kontaktieren müssen, wenn Mutter nicht in den nächsten Tagen auf meine Email und die Schreiben im Anhang reagiert.

Falls ihr etwas zustoßen sollte, hatte Mutter gesagt, die Versicherungspapiere und Bankunterlagen seien versteckt in der Schublade mit den Socken. Ich hatte

ihr nicht richtig zugehört, erst als der fünfte Monat anbrach, sie ihr Konto bei der Bank geschlossen und ein neues bei Facebook eröffnet hatte, schaute ich nach.

Ich öffne den Emaileingang und habe Post. Drei neue Mails. Eine ist von ihr. Erst ein paar Stunden ist die Nachricht alt. Mutter schreibt, sie habe ausnahmsweise für 30 Minuten Internet. Den Zettel mit den Adressen habe sie leider verloren, darunter auch meine. Ansonsten würde sie mir auch gern mal eine Postkarte schicken.

Mutter schrieb früher E-Mails wie Briefe, lange, gehaltvolle Prosa. Ihre Nachricht von heute ist gespickt mit Smileys und Rechtschreibfehlern. Mutter hat ein „Dr.“ vor ihrem Namen.

Den letzten Monat habe sie im Dschungel verbracht, schreibt sie weiter, mit ein paar Studenten, die sie auf einer Wanderung kennengelernt hatte. Sie wisse jetzt, wie man ein einfaches Einmann-Kanu baut und Piranhas fischt. Auf einem Jagdausflug mit den Einheimischen sei sie sogar einem Jaguar begegnet. „Glücklicherweise waren wir schneller.“ Ich stelle sie mir vor, in schwarz-weiß, mit den Flügeln vor einem Tipi neben dem toten Raubtier. Ein Bild wie in einem Ethnologie-Buch aus den Vierzigern.

Mutter hat sich nicht bemüht mir Fotos von ihrem Dschungelabenteuer zu schicken. Das Bild, was stattdessen kommt, zeigt sie zusammen mit ihrer neuen Familie. Es ist in Farbe, aufgenommen mit ihrer Digitalkamera.

Ihre Gastmutter Luisa, die drei Jahre jünger als sie ist und kein Englisch spricht, hat ihren Arm um Mutters Hüfte gelegt. Sie ist eine runde Frau mit Haut wie vertrocknete Erde und einem verschmitzten Lächeln. Marietta, ihre Gastschwester, ein schmales Mädchen mit Sternenaugen, lehnt ihren Kopf gegen Mutters Schulter. Die drei sind auf einer Bank aufgereiht, vor einer blauen Wand, die zu ihrem Haus gehören muss, dem Haus, in dem meine Mutter auch jetzt noch wohnt, nachdem die anderen Abiturienten alle längst abgereist sind.

Mutters Flügel schimmern pfirsichfarben und limettengrün. Es habe wehgetan, als sie wuchsen, schreibt sie, aber jetzt passen sie schon ganz gut. Sie gewöhne sich jeden Tag ein bisschen mehr daran. Ich frage mich, wie es wäre, sie so zu umarmen. Würden ihre Flügel dabei stören oder würde Mutter sie, wie einen Mantel, um uns beide legen? Wären die Stellen an den Schulterblättern, wo sie aus der Haut geschossen sind, noch wund? Hat Mutter sie mit antibakterieller Salbe behandelt, wie es zu wünschen wäre, oder mit irgendeiner indigenen Urwaldtinktur?

Ich schaue genauer hin. Etwas an dem Bild ist seltsam, und mir fällt endlich

auf, was es ist. In Mutters Schoß sitzt eine orange Katze, klein, mit einem weißen Schwanz. Mutter hasst Katzen, sie hat seit jeher Angst vor ihnen. Doch auf dem Foto streichelt sie das Tier, das seinen Kopf von mir wegdreht und ihn unter dem linken Flügel versteckt.

Mutters Augen waren geschlossen in dem Moment, als die Kamera die vier eingefangen hat. Neben Luisa sieht ihr Körper viel kleiner und dünner aus, als ich ihn in Erinnerung habe. Doch sie lacht, und ihr Mund ist weit geöffnet, und es sieht so aus, als ob sie etwas sagt, das ich nicht hören kann.

Markus Grundtner

Das Märchen vom Worthändler

An einem Ort und in einer Zeit fern vom Hier und Jetzt zog ein Kaufmann durch alle Länder, um mit Worten zu handeln. Es waren jedoch keine Worte, die man einfach so dahinsagte. Wer sie aussprach, veränderte die Wirklichkeit.

Eines Tages kam der Worthändler in das Land der Wiesen, Berge und Felder. Er erhielt eine Audienz bei der Königin und legte ihr ein Stück Papyrus vor. Das Wort »Sense« stand darauf. Bis zu diesem Zeitpunkt wusste außer dem Worthändler niemand, was eine Sense war. Der Worthändler erklärte der Königin, welchen Nutzen eine Sense ihren Bauern bringen konnte. Bezahlte die Königin den genannten Preis, musste sie das Wort nur aussprechen, schon würde jeder Feldmensch eine Sense besitzen und auch damit umzugehen wissen. Die Königin ließ sich auf das Geschäft ein. Alles geschah, wie vereinbart.

Der Worthändler reiste in den Süden weiter, in das Königreich an der Meeresküste. Die Küstenmenschen sprachen eine andere Sprache als die Feldmensen. Der Worthändler wollte dem Meerkönig die »Sense« vorstellen und anpreisen. So berief er sich darauf, dass das Nachbarland diese bereits erworben hatte. Jedoch drückte sich der Worthändler missverständlich aus: Er sprach nicht von der Gras- und Getreidesense, sondern versehentlich von der Waffensense. Der Meerkönig hätte nie geahnt, dass man ein Werkzeug auch zerstörerisch einsetzen konnte. Er war entsetzt darüber, dass es solche Waffen gab und seine Nachbarn etwas Derartiges erworben hatten. Auch den Worthändler befiel größte Besorgnis, diese drehte sich jedoch um sein Gold. Also machte der Worthändler ein neues Angebot: Er zog eine Wachstafel hervor, auf der das Wort »Schwert« eingeritzt war.

»Wer ein Schwert besitzt, braucht sich vor einer Sense nicht zu fürchten«, sagte der Worthändler. Auf Selbstschutz bedacht, ging der König den Handel ein und verlaublich das Wort. Alle Küstenmenschen trugen ab nun Schwerter mit sich.

Auf seiner Rückreise kam der Worthändler wieder in das Land der Wiesen, Berge und Felder. Die Königin lud ihn zum Essen ein. Da der Worthändler ein Glas Wein zu viel trank, plauderte er aus, dass die Küstenmenschen sich bewaffnet hatten. Im Gesicht der Königin blitzte ein Ausdruck der Empörung auf. Immer erpicht auf ein gutes Geschäft überreichte der Worthändler der Königin eine Holzscheibe, auf der das Wort »Schild« prangte. Ohne zu zögern, bezahlte die Königin den Worthändler und sagte das Wort. Mit einem Mal lag ihr ganzes Land verborgen hinter Schilden.

Die Küstenmenschen bemerkten schnell, dass sie keinen Einblick mehr hatten, was bei ihren Nachbarn vor sich ging. So marschierten sie an der Grenze auf. Als Reaktion rückten auch die Feldmenschen nah an die Grenze heran.

Ohne den Worthändler hätten die Menschen nicht einmal gewusst, was eine Grenze war. Er hatte ihnen eingeredet, dass eine imaginäre Linie zwischen Ländern Sinn machte und daher auch verteidigt werden musste.

Vergebens versuchten die Feldkönigin und der Meereskönig, sich über die Grenze hinweg miteinander zu verständigen. Nur der Worthändler kannte beide Sprachen. So erkoren beide Seiten ihn zum Übersetzer. Der Worthändler stellte sich auf die Grenzlinie. Erpicht darauf, noch mehr Gold einzuheimsen, gab der Worthändler die Botschaften, die auf Streitbeilegung ausgerichtet waren, angriffslustig wieder. Auf diese Weise verkaufte der Worthändler doppelt so viele Speere, Rüstungen, Katapulte und Maueranlagen.

Irgendwann resignierten der Meereskönig und die Feldkönigin. Sie hatten sich längst ihre Münder wund geredet. »Worte führen zu nichts«, sagten sie. Das ließ den Worthändler um seine Machtstellung bangen. Daher ließ er das letzte ihm verfügbare Wort fallen, es lautete »Krieg«.

Mittlerweile konzentrierte sich das gesamte Denken der Feldmenschen und der Küstenmenschen auf die Grenze, an der sie sich gegenüberstanden. Sie beschäftigten sich nur noch mit Aufrüstung – und zwar mit Überlegungen, wie, wann und gegen wen sie ihre Waffen einsetzen würden. Aufgekratzt und von Zerstörung getrieben, sprach niemand mehr darüber, wie ein harmonisches Zusammenleben aussehen konnte. Ihr Wortschatz war geplündert worden. Der König und die Königin sahen nur noch einen möglichen Schritt, den sie früher oder später setzen

mussten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit ihren blutig geredeten Lippen den »Krieg« zu verkünden.

Stille herrschte, alle warteten das Unausweichliche ab. Dann begann der Gesang. Es waren zwei Singvögel, die sich im Zick-Zack-Flug näherten. Die Vögel landeten auf den Schultern des Worthändlers. Ihr Gefieder war blau wie der Ozean und grün wie das Gras. Feldmenschen und Küstenmenschen, die zuvor dem Worthändler zugehört hatten, lauschten nun gebannt den Vögeln. Dabei ließen sie ihre Waffen sinken. Der Worthändler spürte, wie die Magie seiner Worte schwand. Er geiferte: »Dieser Gesang ist nichts anderes als ein Zeichen. Sogar die Natur befiehlt den Angriff!«

Doch die Menschen taten nichts dergleichen. Auf sie alle wirkte der Vogelgesang wie ein Gedicht in einer fremden Sprache, dessen wesentliche Botschaft jeder verstand. Es ging um Leben, nicht um Tod. Es ging ums Zusammenkommen und nicht ums Aufspalten. Es gab keine andere Deutungsmöglichkeit. Wer etwas anderes behauptete, der konnte nur lügen.

Der König und die Königin blickten sich um, als wären sie gerade aus einem Alptraum aufgewacht. Sie sahen die bewaffneten und gerüsteten Menschen ihrer Länder, während in ihrer Mitte der Worthändler keifte und sich dabei wild verrenkte. Fast gleichzeitig taten König und Königin einen großen Schritt aufeinander zu. Und dann einen weiteren und viele mehr. Schließlich standen sie sich gegenüber. Anstatt zu sprechen, bewegten sie ihre Arme und Hände, um sich zu verständigen. Dann sangen sie sich Melodien vor. Schließlich malten sie sich gegenseitig Bilder.

Es dauerte nicht lange, bis beide versuchten aus den Gesten, den Tönen und den Bildern eine gemeinsame Sprache zu entwickeln. Sie wiesen die Menschen ihrer Länder an, es ihnen gleichzutun. Sie alle trugen Symbole des Lebens zusammen. Die Menschen suchten nach dem Ende der Missverständnisse. Die Menschen erschufen eine Sprache des Friedens. Als sie damit fertig waren, waren ihre neuen Worte zwar leise, aber laut genug, um das Geschrei des Worthändlers zu übertönen.

Das Jahr, in dem die Europäische Union explodierte

Peace: A period of cheating
between two periods of fighting.
Ambrose Bierce,
The Unabridged Devil's Dictionary

Im Jahr 2018 fing es an. Die demokratische Mehrheitsentscheidung der letzten Wahl löste bei der linksliberalen, Kürbis-Latte-Macchiato-mit-Sojamilch-trinkenden Elite in den Städten blankes Entsetzen aus. Die Einführung der Dirndlpflicht bei allen weiblichen Angestellten im öffentlichen Dienst seitens der neuen Regierung bescherte ihr zwar ein sofortiges Popularitätshoch, besonders bei der männlichen Bevölkerung. Allerdings ist aufgrund der starren Haltung in der Frage der Rücknahme von Flüchtlingen der Streit mit Deutschland eskaliert. Vor allem auch deshalb, weil sich die deutsche Bundesregierung hinter dem Unternehmer aus Bad Reichenhall stellte, der sich strikt weigerte – entgegen den vehementen Forderungen Straches – die Produktion der Reber-Mozartkugeln einzustellen. Schließlich war es ein erklärtes Wahlkampfziel der FPÖ gewesen, Österreich ein europäisches Monopol der Produktion der runden Spezialität zu sichern, um dadurch Arbeitsplätze zu schaffen.

Durch diese explosive Angelegenheit derart entflammt, sah die neue Regierung keinen anderen Ausweg und ordnete die Mobilisierung des Bundesheeres an. In den Morgenstunden des 31. Januar überquerten zwei jeweils mehrere Divisionen starke Armeen die bayrische Grenze. Die Heeresgruppe Nord wurde, durch den Berufsverkehr im Großraum Passau und überlastete S-Bahnen, mehrere Stunden lang aufgehalten, auch weil zahlreiche Angehörige der österreichischen Streitkräfte Fahrkarten für den falschen Nahverkehrsverband gelöst hatten. Die Heeresgruppe Süd kam allerdings gut voran, erreichte noch am selben Nachmittag München und besetzte die Stadt.

Erstaunlicherweise stießen die Truppen kaum auf Widerstand. Zu verzeichnen waren einige Verkehrspolizisten, welche das vorschriftswidrige Parken mancher Panzerfahrzeuge monierten. Ferner gab es noch eine Gruppe fränkischer Partisanen, die aus Würzburg herangezogen waren, um ein österreichisches Bataillon bei der Besichtigung des Audi-Werks in Ingolstadt zu stören. Wegen starker Verständigungsschwierigkeiten gab es mehrere Tote und Verletzte.

Davon abgesehen verliefen jedoch die Besetzung Bayerns und auch die Eingliederung in das österreichische Staatsgebiet weitgehend friedlich. Einige Augenzeugen glaubten sogar, eine gewisse Erleichterung seitens der einheimischen Bevölkerung feststellen zu können. Die Bundesregierung in Berlin bemerkte die Invasion zunächst gar nicht, beschloss aber dann, als sie vor vollendete Tatsachen gestellt wurde, die Annektion um des europäischen Friedens willen anzuerkennen.

Die bayrische Landesregierung war es, welche den österreichischen Generalstab drängte, weiter nach Baden-Württemberg vorzurücken. Diese war von den neuen Machthabern nahezu unverändert übernommen worden, mit nur einer nennenswerten Auswechslung: dem Cheforganisator des bayrischen Faschingsballwesens.

Die deutsche Regierung protestierte zunächst gegen diesen weiteren Ausdruck österreichischer Aggression, einigte sich aber bald mit dem Nachbarland, unter Verweis auf den befremdlichen Dialekt und den minderwertigen Wein der Schwaben. Da hatte der Bundestag jedoch die Rechnung ohne die Bevölkerung gemacht. Massenproteste angesichts des Verlustes nicht nur der BMW-, sondern jetzt auch noch der Mercedes- und Porsche-Werke in Stuttgart setzten die Regierung in Berlin zunehmend unter Druck. Sie war durch wütende, nur noch kreisförmig verlaufende Diskussionen im Bundestag vollkommen gelähmt. Diese politisch höchst instabile Lage machte sich eine Gruppe von linksextremen Verschwörern zunutze, die sich vom äußersten Rand der Grünen und Sozialdemokraten rekrutierte, und durch einen erfolgreichen Putsch die Macht an sich riss.

Sofort griff sie hart durch. Die CDU wurde für illegal erklärt, frühere Minister dieser Partei verhaftet. Als eine der ersten Maßnahmen verhängten die Putschisten ein Dekret, mittels welchem der Gebrauch des femininen Plurals ohne Binnen-i, um beide Geschlechter zu bezeichnen, für alle öffentlich erscheinenden Zeitungen und Online-Medien gesetzlich vorgeschrieben wurde. Ein freigeistiger Schriftsteller, der behauptete, dass dies allein der Verbesserung der Stellung der Frau in der Gesellschaft rein gar nichts nütze, sondern allen bloß „enorm auf den Geist gehe und somit eher das Gegenteil“ erreiche, wurde im Namen des Volkes zu zwölf Jahren Haft verurteilt. Ein weiterer sprach von der „Toleranz früherer Jahrzehnte“ und wagte anzudeuten, dass nicht ausschließlich kulturelle, sondern möglicherweise auch gewisse biologische Faktoren eine Rolle in der geschlechtlichen Identität spielten. Mann und Frau seien von Natur aus nun einmal anders, und man könne diese Unterschiede doch auch jeweils als Stärken begreifen, die sich gegenseitig ergänzen. Er verschwand dauerhaft in dem ehemaligen KZ Bautzen, das als Umerziehungslager wiedereröffnet worden war.

Männer wurden, unabhängig von Alter und Leistung, bis zum Erreichen einer bestimmten Quote aus allen privaten und staatlichen Betrieben entlassen und durch Frauen ersetzt. Als etwas irritierend erwies sich ein Punkt, den die neuen Machthaber übersehen hatten, dass es nämlich auch konservativ eingestellte Frauen gab. So wurden bald alle Damen rigoros auf ihre politische Tauglichkeit hin überprüft, und solche, die nach den Standards der Putschisten nicht emanzipiert genug waren, aus wichtigen Positionen in Politik und Wirtschaft hinausgetrieben.

Die neue Führungsschicht benannte ihr Land ohne Umfragen in Demokratische Republik Deutschland um, kurz: DRD. Bald beschloss der neue Bundestag, per Gesetz eine vegetarische Diät für die gesamte Bevölkerung einzuführen. In dieser Zeit begannen auch die Lynchmorde radikaler Tierschutzverbände an Pelzträgerinnen, die von der Regierung wohlwollend geduldet wurden. Diese hatte gerade selbst alle Hände voll zu tun, die AfD durch Massenverhaftungen ihrer Mitglieder, bei denen auch frei von der Waffe Gebrauch gemacht wurde, als Oppositionsmacht auszulöschen.

In den Schulen wurde der Lehrplan für den Deutschunterricht entsprechend der staatlichen Ideologie vollkommen umstrukturiert. Die Vermittlung der Grammatik wurde als altmodisch verworfen. Kinder schrieben fortan, wie sie hörten, weil das nun als Teil ihrer freien Selbstentfaltung angesehen wurde. Die gesamte Literatur vor 1945 wurde nicht mehr unterrichtet, weil die dort geäußerten Aussagen zu Frauen und Minderheiten nicht mehr zeitgemäß seien. Des Weiteren wurden Pflichtkurse in verschiedenen Dialekten der Einwanderer vom Kindergarten an eingeführt, um deren Integration zu erleichtern. Widerstand gegen diese Maßnahmen, die im Zeichen des Fortschritts und zum Wohle der gesamten Bevölkerung eingeführt wurden, galten als „reaktionäre Handlung“ – ein neuer Straftatbestand – und wurde aufs Schärfste geahndet.

Manche sehnten sich nach der Zeit zurück, in denen es in Restaurants und Cafés noch getrennte Toiletten für Männer und Frauen gab. Seit der Aufhebung dieser diskriminierenden Trennung war die Zahl der Sexualdelikte im öffentlichen Raum nach oben geschneit – aber die Statistik wurde ohnehin nicht veröffentlicht. Auch Friseure mussten künftig immer beide Geschlechter behandeln, was zwar für erhebliches Murren in diesem Berufsstand, aber auch für recht ausgefallene Kreationen in der weiblichen Haargestaltung sorgte.

Jeder Staatsbürger unterlag der Handypflicht. Das Gerät musste neben der Lautsprecherfunktion auch mit einer Mikrofon-App ausgestattet sein. Wer sein Handy ausschaltete, musste mit einer saftigen Geldstrafe – oder Schlimmerem –

rechnen. Eine riesige und stetig wachsende Regierungsbehörde, die in den nächsten Jahren an die 200.000 offizielle und inoffizielle Mitarbeiter beschäftigen sollte, überwachte mit sensibelsten Abhörgeräten durch individuelle Handys die Aussagen aller Bürger der DRD in ihren Privatgesprächen, ob sich auch keine unerlaubten Äußerungen zu Ausländern, Frauen, Homosexuellen oder sonstigen Minderheiten aufschnappen ließen. Da in der gesamten Bevölkerung – wie übrigens auch in der VRÖ – die Handysucht als gesellschaftlich anerkannte Volksneurose weit verbreitet war, musste man den Bürgern gar nicht vorschreiben ihre Mobilfunkgeräte immer bei sich zu führen und regelmäßig zu benutzen. Sie taten das von alleine.

Als das Zentralkomitee der Genderpartei beschloss, Homophobie, Rassismus, Heterosexismus, Elitismus, Ageismus, Klassismus, Speziesismus, Ableismus und andere Ismen unter Strafe zu stellen, begann eine regelrechte Hexenjagd. Homosexuelle machten in der DRD weniger als 5% der Gesamtbevölkerung aus, Transsexuelle sogar weniger als 0,05%. Äußerte jemand die Vermutung, dass diese Gruppen in Anbetracht dessen vielleicht stark überrepräsentiert seien, so genügte das, um Beamte des Gleichstellungsdienstes auf den Plan zu rufen.

Alltägliche Streitigkeiten mit den Nachbarn und Arbeitskollegen erreichten im Handumdrehen politische Dimensionen und führten zu Denunziationen in solchem Ausmaß, dass die Gefängnisse bald überfüllt waren. Auf die Denunziationswelle folgte die Auswanderungswelle. Die meisten deutschsprachigen Emigranten fanden Zuflucht in Großösterreich oder in der Schweiz. Die Partei musste umfangreiche Maßnahmen ergreifen, um zu verhindern, dass die Mehrheit der Bevölkerung das Land verließ. Der Main wurde zur bestbewachten Grenze Europas. In die Volksrepublik durfte bald niemand mehr rein, aus der DRD niemand mehr raus.

Gerüchten zufolge hatte sich ein Untergrund gebildet, der sich traf, um verbotene Literatur – etwa Gedichte von Mörike und Romane von Thomas Mann – zu lesen. Die Angehörigen dieser Bewegung verwendeten das generische Maskulinum als Plural und schrieben nach der alten Rechtschreibung. In den meisten Fällen waren sie ihren Familien vollkommen entfremdet.

Und was geschah jenseits des Mains? Dieses Land nannte sich seit neuestem, um sich von der DRD abzugrenzen, Volksrepublik Österreich. Es fing damit an, dass in allen staatlichen Einrichtungen der mittägliche Weinzwang nunmehr rigoros durchgesetzt wurde. Wer aus religiösen Gründen keinen Wein trinken durfte, wurde entlassen. Viele private Betriebe übernahmen diese Regelung schnell und entließen gleichfalls andersgläubige Mitarbeiter.

Entgegen allen Versprechungen, sich für den Schutz der deutschen Kultur einzusetzen, wurden jedoch die Subventionen für Theater, Literatur, Kunst und Musik stark gekürzt, wenn nicht ganz gestrichen. Oppositionelle flüsternten, dies läge vor allen Dingen daran, dass die Entscheidungsträger ganz einfach ungebildete Proleten seien, denen Geld über alles ging. In der Tat bedeuteten die Steuererleichterungen für große Unternehmen, dass die vielen Einzelhandelsgeschäfte in den Städten der Volksrepublik, auch die kleineren Familienbetriebe, reihenweise eingingen. Die Zentren der großen Städte wurden von global operierenden Handels-, Restaurant- und Hotelketten übernommen. Von wenigen architektonischen Besonderheiten abgesehen, wirkten die Innenstädte von Stuttgart bis Wien vollkommen austauschbar.

Für Ausländer wurde es zunehmend schwerer, einen amtlichen Gewerbeschein zu bekommen. Bald wurde dies durch die Einführung eines neuen Gesetzes ganz unmöglich. Ein weiteres Gesetz schränkte den Zugang zu Schulen und Universitäten ein. Ausländische Staatsbürger wurden, gleich woher sie kamen, in Aufnahmefangern an die Grenzen gebracht und massenweise abgeschoben.

Die sichtbarste Veränderung im Gegensatz zum Vorgängerstaat war die deutlich erhöhte Polizei- und Militärpräsenz, die beim rasch von der Regierung beschlossenen totalen Einwanderungsstopp die Grenzen sicherte. Der starke Zustrom von Flüchtlingen aus dem nördlichen Nachbarland wurde ohne weiteres eingelassen, solange es sich um deutschsprachige Flüchtlinge handelte. Wohnungen waren vorhanden, da alle Mitglieder der Grünen und Sozialdemokratischen Partei ausgewiesen und ihr Besitz konfisziert worden war. Polizei und Militär trieben allerdings auch die Einrichtung von Stadtvierteln für die Staatsbürger ausländischen Ursprungs voran, die man wegen veralteter Gesetze nicht sofort abschieben konnte. Diese Ghettos wurden streng überwacht und mit einer Sperrstunde belegt.

Die für diese Quartiere Bestimmten wurden allein nach Aussehen und Nachnamen ausgesucht und mit Gewalt umgesiedelt. Es traf hierbei auch viele Spanier, Italiener, Griechen und andere EU-Bürger, die lautstark gegen diese Maßnahmen protestierten. Die Proteste wurden mit Stiefeln und Knüppeln aufgelöst.

Bei den Umsiedlungsaktionen kam es immer wieder zu spontanen Gewaltausbrüchen gegen die echten oder vermeintlichen Ausländer seitens der einheimischen Bevölkerung, was von der Regierung nicht nur geduldet, sondern aktiv ermutigt wurde. Gruppen von Jugendlichen verprügelten dunkelhäutige oder auf eine andere Art fremd anmutende Menschen, die auch nicht mehr in Kranken-

häusern für Deutsche, sondern nur noch in schlecht versorgten Einrichtungen der Ghettos behandelt werden durften. Die Lebensbedingungen in diesen Elendsvierteln wurden zunehmend schlechter. Jugendliche machten sich einen Spaß daraus an die Zäune zu gehen, um auf die dort Eingepferchten zu spucken. Die Führungsschicht begann, weil die Nachbarländer inzwischen geschlossen die Abschiebung der Ghettoinsassen verweigerten, über drastische Lösungen für ihr Ausländerproblem nachzudenken. Über Lösungen, von denen die schlimmsten um jeden Preis geheim gehalten werden müssten. Es schien dem Ausland, aber auch manchen Intellektuellen in der Volksrepublik, der Hass zu herrschen.

Es gab schon Gerüchte über neue Putschvorbereitungen in Berlin. Die Volksrepublik Österreich zog schon ihre Divisionen am Main zusammen. Die Europäische Union existierte, da beide deutschen Staaten ihre Zahlungen eingestellt hatten, nur noch auf dem Papier. In diese Krisenzeit hinein brachten die militärischen Geheimdienste beider deutschen Staaten die Meldung, dass russische Panzerverbände von außerordentlicher Schlagkraft die weißrussischen und ukrainischen Grenzen überquert hatten.

Ingeborg K. Hoflehner

Friede

Friede

Bist du eingeschlafen ...

Wach' auf!

Die Zeit pfeift

Aus dem letzten Loch!

Herbert Jan Janschka

Brüder

Draußen töten sich die Brüder
und an der Front verbluten sie.
Aber trotzdem, Friedenslieder
singen sie gemeinsam nie.

Draußen hassen sich die Brüder
und sie schänden ihre Frauen.
Sie brennen deren Häuser nieder,
um sie später für sich aufzubauen.

Draußen schreien sich die Brüder
mit einer rohen Feindschaft an.
Sie verstümmeln ihre Glieder,
denn das gehört zu ihrem Plan.

Draußen schlachten sich die Brüder,
weil es irgendwer befahl.
Morgen besinnen sie sich wieder
bis zu einem nächsten Mal.

Kein Grabstein wird es je verraten

Das Leben legt sich hin zur Ruh.
Haben wir umsonst gebetet?
Werden wir ins Paradies gerettet
oder sterben wir der Hölle zu?

Kein Grabstein wird es je verraten,
wohin es unsere Seelen zog.
Wenn ein Wind darüber flog,
dann waren darin unsere Taten.

Über die wird einst entschieden
und ob wir einige bereu'n.
Wird die Ewigkeit uns Strafe sein
oder unendlich großer Frieden?

Krieg und Frieden

Wir spannen die Zügel
zu zwein.

Der Krieg ist ein Hügel
und ragt allein

über Meere und Täler,
die er vor sich treibt.
Der Weg, der uns bleibt,
wird zusehends schmaler.

Komm, wir spannen die Zügel
zu zwein.

Der Krieg ist ein Hügel.
Wir ebnen ihn ein.

Krieg und Frieden 2

Der Frühling ist bemüht.
Im Frieden ist es das Korn,
im Krieg ist es das Blut, das blüht –
und aus ihm wächst der Zorn.

Im Frieden geht's uns gut.
Wir liegen im Frühlingsblumenbett.
Im Krieg liegt der Rekrut,
hat er Glück, im Lazarett.

Im Frieden fahren wir Boot
und wir winken jeder Fähre.
Im Krieg, da winkt der Tod
aus allen Läufen der Gewehre.

Im Frieden, da lernen wir zu werben
und endlich wird ein Mund geküsst.
Im Krieg lernen wir, dass Sterben
das Edelste am Leben ist.

Im Frieden machen wir das Kind,
das alle unsere Liebe spürt,
damit, wenn dann der Krieg beginnt,
es zu allererst erschossen wird.

Im Frieden lernen wir vom Krieg
und dass er böse ist und schlecht.
Doch, dann träumen wir vom Sieg –
und das ist jedem Führer recht.

Wusst ich ein Lied

Wusst' ich ein Lied,
dass Friede geschieht –
ich würde es singen.

Hätt' ich ein Brot,
das lindert die Not –
ich würd' es dir bringen.

Wusst' ich ein Wort
und der Hunger verdorrt –
ich würde es sagen.

Hätt' ich den Mut,
der nur Gutes tut –
ich würde ihn wagen.

Wusst' ich die List,
wie du glücklicher bist –
ich würde sie tun.

Hätt' ich die Rast
und verlöre die Hast –
Dann würde ich ruh'n.

Hätt' ich die Zeit,
ich wär' für sie bereit
im Falle des Falles.

Hätte ich nichts
außer ewigen Lichts,
dann hätte ich alles.

Michael Kanofsky

ElFriede

Du hast uns nichts als Unfrieden gebracht!
Du musst immer alles zur Sprache bringen!
Du lässt den Toten ihre Ruhe nicht!
Du störst ständig unsere Kreise!
Du spielst mit unseren Errungenschaften!
Du verhext unsere Jugend!
Du bringst Chaos in unser Leben!
Du bist eine hemmungslose Pornografin!
Du setzt uns Dinge vor, die wir nicht verstehen!
Du machst dich über uns lustig!
Du verbietest uns, deine Werke aufzuführen!
Du legst den Finger in unsere Wunden!
Du zwingst uns dazu, hinzuschauen!
Du verdirbst uns in einem fort den Spaß!
Du hältst uns dauernd den Spiegel vor!
Du machst uns lächerlich vor den Augen der Welt!
Du nimmst uns unsere Illusionen!
Du kannst die Dinge nie ein für allemal ruhen lassen!
Du bist eine Brandstifterin, ein Feuerteufel!
Du liebst es, unsere Mythen zu entzaubern!
Du beschmutzt unser Nest!
Du wirbelst mächtig Staub auf!
Du hast an allem etwas auszusetzen!
Du kannst dich nicht mit uns arrangieren!
Du kommst ständig mit neuen Vorwürfen daher!
Du willst nur Unruhe stiften!
Du kannst nie den Mund halten!
Du bringst unsere Vorstellungen ins Wanken!
Du stößt uns mit der Nase auf Dinge, von denen wir nichts wissen wollen!
Du irritierst uns mit künstlerischen Zumutungen!
Du gehst keinem Disput aus dem Weg!
Du lässt nichts, aber auch gar nichts aus!
Du stößt unsere Heiligen von ihren Sockeln!
Du hältst dich an keine Regeln und Vorschriften!

Du suchst ständig die Konfrontation!
Du musst dich überall einmischen!
Du hast dich der Blasphemie verschrieben!
Du raubst uns unseren Schlaf!
Du lässt an uns kein gutes Wort!
Du verwirrst uns mit rätselhaften Ergüssen!
Du bist von allen guten Geistern verlassen!
Du lässt deine Wut an uns aus!
Du bringst alles durcheinander!
Du bist eine unerträgliche Giftspritze!
Du erinnerst uns ständig an das, was wir vergessen wollen!
Du hast deine Auszeichnungen nicht verdient!
Du bist ein einziger Skandal!

Annemarie Moser

Das alte Lied und die neue Zeit

Zu „Wanderers Nachtlied“ von Johann Wolfgang von Goethe

„Über allen Gipfeln ist Ruh, in allen Wipfeln spürest du
kaum einen Hauch“,

solche Stille hat es gegeben.

Von Nordafrika bis nach England hinauf tobt soeben
ein Orkan über alle Gipfel und Täler.

War das damals auch Friede? Menschheit ohne Internet,
ohne die vielen Maschinen, ohne telegenes Gipfelerstürmen.

Ohne unser heutiges Bewusstsein muss auch ein Sturm etwas
Anderes gewesen sein, wie die Stille damals etwas Anderes war.

Über allen Gipfeln ist der Orkan. Wenn das endlich aufhört,
wäre es Friede?

Über allen Gipfeln hat es das einmal gegeben. Was –?

Es muss unbeschreiblich erhebend gewesen sein.

„Die Vögelein schweigen im Walde.“

Sie schweigen. Nicht: sie verhungern, erfrieren, fallen
tot von den Bäumen.

Sie fürchten sich nicht, sie schweigen.

Die Vögelein haben ihr Lied gesungen!
Das war einmal wahr.
Inzwischen ist es nicht falsch, nur entbehrlich geworden.
Das Alte verschwindet unter dem Palimpsest
digitaler Datenfilze, Auffaserungen mit unwillkürlicher
Löschfunktion.
Ob Ruhe, Friede, Stille: nichts davon soll mehr die kostbare,
einträgliche Ruh'losigkeit unterwandern, lösen, beenden.

Wir werden es in der Zukunft suchen, ersehnen, erträumen,
im erst noch Kommenden aufspüren wollen.
Über Bombenruinen, zerschossenen Städten,
auf Bildschirmen und Displays.
Wir werden es nie mehr verstehen.

Edith Mrazek Sommer

F R I E D E

ich sitze am strand
ich atme im gleichen takt
wie das meer dessen
wellen ans ufer schlagen
weite und nähe sind eins
in mir ist tiefer friede

Feld

Ich werde auf ein Feld gelegt,

über das Nebel ziehen, wie sie bengalische Lichter hinterlassen. Ihren Geruch könnte ich beschreiben, wenn ich mich an Vergleichbares erinnern möchte. Die Nebel tragen Staub mit sich, feinen, grauen Staub und schwere, harte Brocken aus Lehm und Humus. Der Lehm schminkt unsere Gesichter grau und der Staub zwingt sich in unsere Lungen. Irgendwann hilft auch husten nicht mehr.

Mein Kopf hat sich in den weichen Boden vertieft – gestern hat es noch geregnet, bis nach Mitternacht, danach bin ich eingeschlafen – mein rechtes Auge kann noch sehen, durch die Gräser, sie wachsen, als wäre heute ein Tag wie gestern, als die Erde feucht wurde und die Halme noch zu trinken hatten.

Ich rieche Erde. Meine Nase zieht ihren Duft an wie Strohhalme, die in kalten Getränken gut gelaunten Lippen ausgeliefert sind oder in abgegriffenen Gläsern auf trocken gewordene Münder warten. Ein heftiger Windstoß hat mein Gesicht mit Erdkrümel übersät; auf der noch feuchten Zunge zergehen sie wie gemischtes Eis auf einer Sonnenterrasse, das niemand mehr essen will; ich schmecke Erde, aber ich kann nicht sagen, wie sie schmeckt, obwohl sie ein besonderes Schmankelein sein könnte, eine Köstlichkeit oder eine Kostbarkeit sogar.

Einen kleinen Bissen davon versuchen, wie ein mitteldurchgebratenes Steak, saftig, würzig, leicht zu kauen oder wie eine Original Wiener Sachertorte, schokoladen, marillen-marmeladen, glasurensüß ... ein kleines Stück Erde auf großen weißen Tellern mit Goldrand, serviert von Personal in Staatsopernoutfit mit geschulter Höflichkeit und unaufdringlicher Eleganz: „Darfes noch ein bisschen mehr sein? Ein kleiner Nachschlag vielleicht?“

Was würde wohl in Gourmet-Zeitschriften über dieses Menü zu lesen sein?

„Ein vielseitiges und volles Gaumenerlebnis mit mehrschichtigem Geschmack. Wer hineinbeißt, erfährt den Genuss von Kastanien und Kartoffeln, der sich mit dem sauren Erlebnis von Johannisbeeren und dem Saft von süßen Äpfeln mischt. Wer dann die Augen schließt, fühlt, das schmeckt vertraut. Beim Kauen entwickeln sich Fäulnis und Moder in den Mundwinkeln, die die Einzigartigkeit dieser ungewürzten und natürlichen Speise ausmachen.“

Ich mag frische Erde. Im vergangenen Frühjahr habe ich meiner Mutter geholfen, Erde aus Plastiksäcken in Blumenbeete und Blumenkisten zu streuen. Das

habe ich gerne gemacht, auch früher schon. *„Das Wachsen nähren und dem Grünen zusehen – das macht Spaß“*, sagt meine Mutter. *„Ich freue mich, wenn das Blühen beginnt, wenn die Tulpen aus den Zwiebeln und die Sträucher aus den Wurzeln zu grünen beginnen“*, steht in ihrem Tagebuch; manchmal liest sie mir daraus vor. Bevor ich abgereist bin, hat sie mit blauer Tinte aus blauer Füllfeder bei offenem Fenster, durch das die Frische eines licht werdenden frühen Frühlingstages, den die Sonne noch nicht erreicht hat, hereindrängte, auf eine frische Seite geschrieben: *„Ich hoffte, du würdest nicht gehen, nicht dorthin gehen, einfach bleiben, ganz gleich, welche Pflichten sie dir auferlegen, sie dir einreden oder weismachen. Diese Menschen werfen keinen Schatten, weil sie so klein sind; sie sind der Schatten; sie stehen auf Stelzen, die aus ihren Phantasien gezimmert sind. Sie stehlen dir deine Gedanken und verkaufen sie dir auf dein eigenes Risiko; sobald du zweifelst, bist du ihnen fremd. Sie sind wie Gespenster, überall und nirgends greifbar. Sie sind nichts und machen trotzdem Angst. Nun denn, ich weiß, für dich ist das der Weg, den du gehen musst, was immer es ist, das dich antreibt ... ab heute wächst von Tag zu Tag mein Warten.“*

Ihre Schrift ist wie aus alten Schreibheften, jeder Buchstabe wie gedruckt, jeder Großbuchstabe schwungvoll ausholend. Sie ist stolz, denn ihre Handschrift kann jeder lesen; deshalb verschickt sie immer noch handgeschriebene Briefe, die sie mit der blauen Füllfeder ins Reine schreibt; diese Füllfeder, sagt sie, habe sie schon, seit sie das Schreiben erlernt habe.

Tropfen fallen wieder wie gestern, als ich sie in unserer Unterkunft gehört habe. Ihre Melodie, gespielt auf Schieferplatten und Dachrinnen, hat mich lange wach gehalten, letzte Nacht. Ich habe ihren Rhythmus mit meiner flachen Hand auf mein Leintuch getrommelt, unter der Decke, damit es niemand hört. Nicht nur die Tropfen haben Musik gemacht, dann und wann hat sie das langsame und vorsichtige Klatschen nackter Füße auf Steinfliesen, gefolgt vom Sprudeln einer wasserfallähnlichen Klospülung, begleitet, worauf für Minuten das Flüstern eines Rinnsals hörbar war, dazwischen immer wieder Matratzenfedern in verschiedenen Höhen wie ein behutsam angeschlagenes Triangel, das lange nachhallt, ein Bass eines alpträumhaften Stöhnens, das sich taktgenau jede halbe Stunde wiederholte, und das tonlose Pfeifen unter mir von jemandem, der wie ich nicht stören wollte. Ich weiß nicht mehr, ob dieses Luftkonzert unter mir irgendwann aufgehört hat, als ich wieder wach war, stand dessen Interpret bereits angekleidet zwischen den Bettreihen und packte noch etwas in seinen Rucksack. Vielleicht hat er wie ich gestern seine Angst eingepackt, die wollte ich draußen auf dem Feld auf die anderen loslassen. So sei es gut, hat man uns gesagt.

Die Tropfen werden mehr. Sie sind warm und laufen meine Wangen hinunter. „*Heute regnet es warm. Heute haben wir einen warmen Regen. Das ist gut.*“ Meine Mutter hat das oft gesagt. Sie hat sich auf die Terrasse gesetzt und den Regen beobachtet. Ich erinnere mich, ich habe sie nie ganz ernst genommen, wenn sie sich über den Regen gefreut und dem Gras beim Wachsen zugesehen hat. Bei diesem Gedanken fühle ich mich wehmütig und ich möchte ihr mit einem Lächeln Zustimmung zeigen; meine Lippen bewegen sich nicht, so bleibt mein Einverständnis für diesen Moment bei mir.

Der Nebel wird dichter. Es könnte herbstlicher Frühnebel sein, der entlang von Seen und Wasserläufen Wege und Waldränder, Weiden und Wiesen in der frischen Morgendämmerung so geheimnisvoll verschleiert und in den Gedanken aufmerksamer Betrachter geisterhafte Bilder und Erinnerungen an den Reigen der Töchter des Erlkönigs wachruft. Näher kommender Lärm lässt meine Gedanken aufsteigen und verstreut sie wie Silvesterraketen, deren farbiges Feuer langsam erlischt, sobald es zu Boden fällt. Ich muss an die Silvesterfeuerwerke bei uns zu Hause denken, die waren so laut, man konnte das Lachen nur hören, wenn man dem Lachen ganz nah war. Das Sprechen war laut, die Sprache verwaschen, die Stimmung ausgelassen und das Staunen über das feurige Spektakel war jedes Mal gleichermaßen fröhlich. Unser Hund und unser Meerschweinchen schlossen sich in dieser ersten Stunde des neuen Jahres unseren guten Wünschen nicht an, sie konnten unsere Ausgelassenheit nicht verstehen. Sie machte Ihnen Angst, wir machten ihnen Angst. Das Meerschweinchen saß mit großen Augen in einer Ecke seines Käfigs und rührte sich nicht, der Hund lief pausenlos von einem Versteck ins nächste. Wir wussten, sie fürchteten sich vor dem Lärm. Trotzdem kann ich mich an keinen stillen Jahreswechsel erinnern.

Der Lärm kommt näher. Ich denke an Silvesterraketen und höre die Böller explodieren, sehe neben mir Erde samt Gras, Wurzel und Holz, Knochen und Fleisch wie Zauberblumen in den Himmel wachsen, über uns hinauswachsen. Sobald sie oben sind, fangen sie an zu blühen, sie gehen auf und fallen wie schmutzige Sternschnuppen. Wenn sie unten sind, spüre ich, wie sie sich auf mich legen, mich weiter in den Boden drücken. Jetzt ist es gut, dass der warme Regen stärker wird, denn er spült den Dreck aus meinem Auge. Es fühlt sich im Moment weniger feurig an.

Ich möchte schmunzeln, weil ich ein Gänseblümchen unter meiner Nase entdecke. Seine weißen Blütenblätter sind rot vom Himmel gefallen. Ich kann nicht mehr daran riechen, mein Gesicht scheint mir eingeschlafen zu sein, es konnte den ständigen Stürmen nicht länger standhalten.

Im Liegen ist meine Einschätzung vom Vergehen der Zeit brüchig geworden und meine Gedanken sind taub. Die Erinnerung daran, warum ich zwischen Halmen auf Erde, zwischen tiefen Löchern im nassen Schmutz mitten in einer Kaskadenlandschaft liege, die durch unzählige Explosionen künstlich entstanden ist und die literweise mit auslaufendem Adrenalin gedüngt wird, ist mir abhandengekommen. Mir laufen letzte Bilder durch den Kopf, die einfach da sind, ungefragt, ich habe keinen Einfluss mehr darauf: Bilder von Stürmen, die die faulen Äste brechen, von kalten Wintern, denen nur gesunde Tiere entkommen können. Bilder von geweihten Zweigen, die Haus und Hof beschützen sollen, von Narrenkostümen, die wie Könige, Prinzessinnen, Räuber, Hexen oder Geister ausschauen. Bilder von Schreihälsen und betrunkenen Büttendichtern, von Mägden und Knechten und von ordensgeschmückten Feldherren, Bilder vom Frühling, der wiederkommen wird, von Erde, in die Tulpen- und Narzissen-Zwiebeln gesetzt sind, die wieder wachsen werden, und Bilder meiner Mutter, die dem Gras beim Wachsen zuschaut.

Die letzten Rauchschwaden ziehen über den zerwühlten Wiesenboden, die Wolken lassen wieder etwas Sonne durch, die sich romantisch in den Regentropfen auf dem feuchten und unbeeindruckten Gras spiegelt, und schicken den Opfern einen letzten Gruß nach, die sich nicht mehr fragen können, ob sie sich gegen die Macht der Gespenster, die dieses Schlachtfeld befohlen haben, hätten wehren können.

Ich nehme es hin, dass da plötzlich jemand neben mir liegt, der nicht zu uns gehört, der mir einen letzten Blick auf das rote Gänseblümchen verwehrt. Wir liegen so nah beieinander, wenn meine Lippen und seine Lippen einen Kussmund formen würden, könnten wir uns berühren.

Ein paar Gedanken zum Frieden

Vor kurzem bekam ich ein Büchlein in die Hand in dem sich ein afghanischer Mann Gedanken macht, was sich in seinem Land ändern müsste, dass es befriedet würde. Ich las ein paar Kapitel und stimmte mit ihm überein, dass die Erziehung zum Frieden zu Hause bei den Kindern beginne. Er schrieb von der autoritären Erziehung der afghanischen Väter, denen man nicht widersprechen dürfe, andernfalls gäbe es Prügel und harte Strafen. Auch die Predigten der Imame trügen dazu bei bedingungslosen Gehorsam ohne Widerspruch zu fordern. Der Autor meinte, dass deshalb eine Jugend heranwachse, die sich dahingehend zur Wehr setze, in dem sie gelernt habe zu lügen und zu täuschen, um sich der Strafen zu entziehen.

Ich arbeite schon 20 Jahre mit Flüchtlingen verschiedener Ethnien aus Afghanistan.

Als ich einem siebzehnjährigen Schüler, mit dem ich Deutsch lerne, das Buch zeigte und meinte, es seien interessante Gedanken darin niedergeschrieben, es würde mich interessieren, was er dazu meine, sagte er: „Das lese ich nicht, das hat ein Pashtune geschrieben.“ Nach langer Diskussion nahm er das Buch mit und versprach mir später zu sagen, was er dazu meine.

Leider ist er seit dem Buchverleih nicht mehr gekommen.

„Das ist ein Pashtune, mit dem will ich nicht in einer Wohnung leben.“ Auch diesen Satz habe ich öfter gehört, meist sind es Leute von der Volksgruppe der Hazara oder Tadschiken, die sich so geäußert haben. Ein Pashtune wiederum meinte, dass die schiitische Religion der Hazara, die der Sikhs und die der Hindus ganz inakzeptabel seien, so einen Irrglauben könne man nicht billigen. Er könne nicht mit diesen Menschen zusammenleben.

Man geht sich so gut es geht auch hier bei uns aus dem Weg. Ein sunnitisch erzogenes Mädchen, das sich in einen Sikh verliebte, wurde sogar von ihrer Familie verstoßen, sie habe die Ehre der Familie beschädigt, der Vater war den abfälligen Äußerungen seiner Glaubensgenossen ausgesetzt.

Was kann man da beitragen um die Menschen verschiedener Kulturen und Religionen doch so weit zusammenzubringen, dass sie miteinander reden, voneinander lernen und die Meinung anderer als gleichwertig betrachten?

In meiner Deutschgruppe hatte ich Menschen aus Tschetschenien, aus dem

Iran, aus Afghanistan und aus Guinea – alle gehörten dem Islam an. Und als wir einmal über ihre Regeln des Zusammenlebens sprachen, da wunderten sie sich, wie verschieden ihr Glaube in dem jeweils anderen Land gelebt wurde. Das hatten sie nicht gewusst. Ich war nur ZuhörerIn, aber merkte sehr wohl ihr Erstaunen, dass in einem anderen Land der Glaube ganz andere Schwerpunkte setzte. Sie waren bisher nie mit Menschen aus anderen Kulturen zusammengekommen, sie hatten nicht viel von anderen Ländern gewusst. Es war noch zu einer Zeit, wo keiner ein Smartphone hatte, wo es kein Facebook gab. Sie wussten nur das, was ihnen die Väter erzählt hatten, was die Imame gepredigt hatten. Jeder beharrte auf seiner Meinung, aber es war so wichtig, einmal andere Meinungen zu hören.

Zu jedem Weihnachtsfest lud ich dann Flüchtlinge zu uns ein, Bosnier, Kosovaren, Äthiopier, Kongolesen und Menschen aus Guinea und Hazara und Pashtunen aus Afghanistan. Alle zusammen sangen wir unsere christlichen Weihnachtslieder und ich hatte das berührende, glücklich-machende Gefühl, dass Frieden zwischen uns war.

Frieden muss hart erkämpft werden. Menschen müssen zusammengebracht werden, sie müssen andere Meinungen anhören können und dadurch vielleicht auch die eigene Meinung abändern können. Die Perspektive muss verändert werden, der Blickwinkel.

Als ich spürte wie sehr die Katholiken die islamischen Menschen ablehnten, schlug ich vor, sie einzuladen zu Festen, zu Diskussionen, aber das wurde von vornherein abgelehnt. Es ginge nicht, hieß es.

Diese Klüfte müssen überwunden werden, das geht nur durch das gegenseitige Kennenlernen. Jeder Mensch ist durch seine Familie und Umgebung geprägt und kann seine Prägung nicht ablegen, aber wir können versuchen stückweise in kleinen Schritten uns einander zu nähern. Friede braucht Offenheit und ein aufeinander Zugehen.

Aber auch das Verzeihen können ist ein wichtiger Baustein für den Frieden. Es mag schwer fallen, wenn die Verwandten des Anderen meine Verwandten getötet haben, mir alles, was mir lieb war genommen haben, aber Friede entsteht nur durch Vergebung.

Das finde ich am Faszinierendsten am Christentum: kein Aug' um Aug', keine Vergeltung, dieses Hinhalten der anderen Backe, wenn dich einer geschlagen hat, nur das erwirkt Frieden. Vielleicht funktioniert das im Kleinen. Die Großen können das nicht. Was bewirken Vergeltungsschläge? Nur noch mehr Tote, nur noch mehr Hass.

Ich bin nicht der Meinung, dass das Sprichwort „ Si vis pacem, para bellum“ seine Gültigkeit hat. Frieden ist nur durch Sanftmut, Verständnis, Verzeihung und Barmherzigkeit zu erreichen.

Und diese Werte müssen wir unseren Kindern vermitteln. Begegnungen mit den unterschiedlichsten Menschen und der Austausch mit ihnen sind von großer Bedeutung.

Ein nettes Beispiel erzählt Astrid Lindgren: Ein Sohn einer Mutter stahl im Nachbargarten Erdbeeren. Da kam die erboste Nachbarin und sagte der Mutter, sie müsse ihr Kind bestrafen. Also schickte die Mutter das Kind in den Garten um Ruten abzuschneiden. Das Kind aber kam zur Mutter zurück mit einem großen Stein, denn es hatte die Ruten nicht abschneiden können. Den schweren Stein aber wollte die Mutter nicht auf ihr Kind werfen und sie legte ihn ins Regal um ihn immer zu sehen, wenn sie vorhatte, ihr Kind zu schlagen.

Ich wünschte, alle Menschen würden sich so einen Stein in Sichtweite legen, der sie erinnert, ihn nicht geworfen zu haben und ihn nicht werfen zu wollen.

Ilse Pauls

Samenkörner des Friedens

Warum die Waffen
länger reichen als das Brot?
Warum der Wahnsinn
länger anhält als die Vernunft?
Warum der Hass
sich schneller verbreitet als die Liebe ?

Samenkörner des Friedens
sind klein und unscheinbar
und werden zertreten.
Aber im Frühling
werden sie auferstehen
zu neuem Leben.

Mechthild Podzeit-Lütjen

Schneegekritzel

Der Berg
Sei lieb zu ihm
Er ist alt
In meinem Land
Da steigt Gott auf ihn.
Hans Salcher

Wir müssen den Abschied üben.
Schlendern zu zweit herum.
Es dämmert. Wir gehen im Trüben.
Du grübelst. Ich bleibe stumm.
Anna Achmatowa

Wie in meinem Arm der Sturm sich legt – dein Kopf an meiner Brust zwischen den Brüsten in meinem Arm – wie eine TotenMaske denke ich, wie dein Gesicht denke ich, wie die Gedanken denken im Kokon des Kokon und vom Schnee eingeschlossen – wie wir das gewollt haben diesen Zauber der Natur und den Zauber des Blutes in den Adern – kein HöhenRausch wie die Gedanken in den Linien rückwärts laufen – wie kein Gedanke rückwärts laufen kann und wie das Holz knistert oder das Feuer – wie du denkst Castaneda oder wie du denkst – wie jeder nur eine gewisse Anzahl von Herzschlägen – wie reglos das Gesicht, wie ich kleine Küsse auf die Stirn tupfe, wie Erotik keine Freizeitbeschäftigung sei und deinen Kopf an meiner Brust kaum beuge ich mich und wie du den Punkt sagst herauszufinden, wenn dein Tier sich aufrichtet – wie ein Spiel –

Wie wir das KopfSteinPflaster satt haben und das Katzenkopf Pflaster und die Angst über die grossmaschigen KanalGitter die BriefKästen, die nichts mehr ausspucken und die HausGerüste, die ständig Menschen begraben –

Wie knapp oberhalb der BaumGrenze der Sturm fegt bei minus 18 Grad, wie die Giebel krachen und wie deine TotenMaske keine Regung zeigt und wie dein Tier steht und die Maske fluidiert – klare Umriss der Gipfel wie wartende Motive der KalenderMacher, wie WetterPanoramaSchüsse, wie AlleinSein üben aber wie der Frost in Zapfen über den Fenstern sich Orange färbt und die Farbe spiegelt zwischen meine Brüste auf deine fluidierte TotenMaske.

Wie im Tal Nebel bauschen müsste – und unter der Watte alle Angst dieser Welt über KanalGitter in Wien und runde KopfSteinPflaster in Trinidad – wie alle Angst über die Enge des Vermögens im TalMeer blieb – wie das Tier sich vernetzt hat, wie vier Hüttenschuhe im Wechselschritt stehen, wie unsere TotenMasken wir waren und wie geheiligt (Josemaria Escriva) das Spiel, allein Sein – wie üben wie Frieden zwischen meinen Brüsten und deinem Haar – und wie ein florales furiosum am Glas aufsteigt und wie trotzdem das Eis tropft –

königin der antillen

besser ist es unter dem fallenden
schnee zu gehen als auf dem liegenden
ich bin mir nicht sicher ob er mich
überhaupt liebt oder sich einfach
lieben lässt wenn die seligkeit einen
geruch hat der anblick kleiner
barkassen fahren in der flussau wachau
schnelle donauflut ins schwarze meer
ist ein gedicht ohne worte du schläfst
das meer gibt einmal verschlungenes
nicht wieder zurück jeden tag eine brise
duft von dem was nicht sein konnte jeden
tag ein bisschen mehr sterben verbrauchter
wahrheiten und doch wunder erlebnisse
die genügend platz finden wie mariposas*

*nationalblume kubas gehört zur familie der jasingewächse

Wann wird Friede sein

Das Jahr 1944 ging zu Ende. Die Bombardierungen in den Städten wurden immer fürchterlicher, wer konnte, evakuierte seine Familie aufs Land. So hatte mein Vater uns – meine Mutter und drei Buben zwischen drei und sechs Jahren – Mitte 1944 nach Pöchlarn zu meiner Großmutter übersiedelt. Mein verstorbener Großvater hatte dort als Arzt gearbeitet. Die alliierten Streitkräfte rückten immer näher. Den Frieden wünschten sich fast alle Menschen, außer den Herrschenden und ihren Gefolgsleuten, die fanden „Genießt den Krieg, der Friede wird fürchterlich!“. So konnten sie noch einige Monate das Morden genießen.

Mein Vater konnte Weihnachten 1944 mit uns in Pöchlarn feiern, danach musste er nach Wien zurückkehren. Am 2. Jänner 1945 wurde er von der Gestapo von zu Hause abgeholt. Er stehe unter Sabotageverdacht, so hieß es. Ich verstand nicht was das bedeutete und man versuchte auch nicht es mir zu erklären. Immerhin konnte er in der Haft von Zeit zu Zeit besucht werden. Aber Mitte März wurde er ins Konzentrationslager Mauthausen abtransportiert. Alle, die etwas über diesen Ort gehört hatten, erschrakten. Wir hofften jetzt noch mehr als zuvor auf ein baldiges Ende des Krieges und der nationalsozialistischen Herrschaft.

In Pöchlarn besaß die älteste Schwester meiner Mutter, Tante Seffi, einen großen Obst- und Gemüsegarten, von dem wir gut leben konnten. Tante Seffi samt Onkel Konrad und Cousine Kätherl sowie meine Großmutter und meine Mutter arbeiteten dort so oft sie konnten, meine beiden jüngeren Brüder und ich halfen oder spielten. Eines Nachmittags, als wieder die Erwachsenen im Garten arbeiteten und wir Kinder dazwischen spielten, rief plötzlich jemand von uns: „Ein Flugzeug!“ Es glitt mit abgestelltem Motor heran, und im selben Augenblick begann das Bord-MG zu rattern. Wir rannten zur Gartenhütte. Onkel Konrad war am weitesten weg, und während er rannte, spritzte hinter ihm die Erde von den einschlagenden Geschossen. Es gelang allen die Hütte heil zu erreichen und die Türe zu schließen. Draußen krachte und knatterte es. Schließlich kam ein Donnerschlag. Dann war Ruhe. Nach einer Weile des Zuwartens wagten wir uns wieder hinaus. Alles war von den Geschosseinschlägen mit Erde vollgespritzt, Patronenhülsen lagen umher, und auf einem benachbarten Feld war ein Bombentrichter.

In den folgenden Wochen flogen mehrmals Kampfflugzeuge über der Donau entlang und feuerten Maschinengewehrsalven über die Stadt. Mehr und mehr

wurde darüber gesprochen, dass jetzt bald die Russen gegen Pöchlarn vorrücken würden. Zwei Panzersperren wurden gebaut, eine vor unserem Haus.

Und die Russen rückten heran. Meine Großmutter besprach mit einem alten Ehepaar aus der Nachbarschaft, dass es jetzt Zeit sei sich auf den Einmarsch vorzubereiten. Ein Zimmer ihrer Wohnung wurde mit allen wertvollen Dingen, die es im Haushalt gab, vollgeräumt, dann wurden seine Türen so verhängt und verrammelt, dass sie nicht mehr erkennbar waren. Einige Koffer mit Kleidungsstücken wurden im Garten vergraben. Die Hakenkreuzwimpel, die man zu hohen Anlässen aus den Fenstern hängen musste, wurden von der weißen Scheibe mit dem Hakenkreuz befreit und auseinandergeschnitten, ein weißer Streifen wurde hinein genäht, und so hatte wie auf Kommando jede Pöchlerner Familie so viele rot-weiß-rote Wimpel, wie ihre Wohnung Fenster zur Straße hatte. Zwei Tage später am Vormittag kam meine Mutter aufgeregt vom Einkaufen zurück und erzählte, dass sich soeben ein SS-Mann vom Kaufmann verabschiedet habe, weil er vor den Russen fliehen musste. Wir liefen zuerst alle in den Keller des Hauses, um die Entwicklung abzuwarten, aber bald rief jemand: „Der Ellegast mit der weißen Fahne!“ Der Herr Ellegast galt als einer der Oberrnazis im Ort. Wir rannten hinaus und tatsächlich kam in der Mittagssonne der Herr Ellegast in Knickerbockeranzug und Steirerhut mit einer weißen Fahne, die er an der Panzersperre vor unserem Haus befestigte. Nun waren auch wir an der Reihe. Die rot-weiß-roten Wimpel wurden an die Fensterbretter genagelt und an einer Besenstange wurde ein weißes Leintuch befestigt. Die Besenstange wurde aus dem Salonfenster hinaus gesteckt. Bald darauf kam der nicht mehr nationalsozialistische Zahnarzt die Straße entlang, der aus der Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg etwas Russisch konnte, links und rechts ein russischer Kommissär. Ich rief „Strastwitz“, was ich als russischen Gruß gelernt hatte und die Kommissäre lachten und antworteten „Sdrast!“.

Am späteren Nachmittag kamen zwei russische Soldaten mit angeschlagener Maschinenpistole in die Wohnung und riefen „Quartier!“. Meine Großmutter wies ihnen die ehemalige Ordination meines Großvaters samt Wartezimmer zu. Bald darauf kam ein Haufen russischer Soldaten die Stiege herauf gestampft.

Am Abend kamen sie in unsere Wohnung herein. Meine Großmutter bot ihnen Plätze um den Küchentisch an. Dann verlangten sie zu trinken. Meine Großmutter setzte ihnen an Schnäpsen vor, was da war, und sie tranken den Schnäps aus den Kaffeeschalen. Vor meiner Großmutter hatten sie offenbar Respekt, denn sie ersetzte ihnen die Babuschka zu Hause. „Du Mutterr“ sagten sie zu ihr, und deuteten ihr, dass sie mit ihnen trinken müsse. Meiner Mutter war nicht klar, wie

sie sich ihr gegenüber verhalten würden, wenn sie sich betrunken haben würden. Darum holte sie ihre Geige und spielte ihnen das Lied von Stenka Rasin vor, der seinen Gesellen zuliebe seine Frau in die Wolga wirft, und alle sangen voll Hingabe „Wolga, Wolga, matj radnaja, Wolga matuschka rjeka...“. Dazu stießen sie mit ihren Gläsern an. Ihr Ranghöchster, ein Leutnant, bat ebenfalls spielen zu dürfen. Meine Mutter reichte ihm die Geige, und er spielte eine kurze Melodie. Bald darauf brachte meine Mutter uns ins Bett. Einer der Soldaten, der lämmelhafteste, folgte ihr und wollte ihr zwischen zwei Kinderbetten den Weg versperren, aber sie schob ihn beiseite und ging in die Küche zu den übrigen. Sie blieben noch auf bis Mitternacht, dann stießen sie nochmals an auf „Chitler kaputt!“ und gingen in ihre Zimmer. Früh am nächsten Morgen gab es einen Krach, den wir uns zunächst nicht erklären konnten. Als wir aufgestanden waren, fanden wir, dass die Küchentüre aus dem Türstock gerissen und nur angelehnt war. Während meine Großmutter den Zustand begutachtete, kam der lämmelhafte Soldat aus den Soldatenzimmern und schimpfte: „Stiefel putzen – Türe zu“. Er hatte die Stiefel des Leutnants putzen müssen und keine Schuhbürste gehabt. So hatte er die versperrte Küchentüre eingetreten, das Schuhputzzeug sofort gefunden, die Stiefel geputzt, das Schuhputzzeug an seinen Platz gestellt und die Türe wieder angelehnt.

Der erste Schub Soldaten wurde sehr bald abgezogen, an ihrer Stelle wurde ein Major bei uns einquartiert. Er war ein freundlicher Herr, allerdings liebte er es, meiner Mutter und meiner Großmutter abends bis ein Uhr Gesellschaft zu leisten, was sie sehr ermüdete.

Jedes Mal wenn ein mit zerlumpten Männern vollgestopfter Zug von Westen her in den Bahnhof einfuhr und dort einige Zeit anhielt – alles ging damals langsam und kleinweise – lief meine Mutter hin und zeigte den Männern, die sie als entlassene Häftlinge vermutete, ein Foto meines Vaters. Einige von ihnen erkannten ihn wieder. Schließlich erfuhren wir es: er lebte! Er lag in einem amerikanischen Lazarett. Dort besuchte ihn ein zuvor nationalsozialistischer Cousin, mit dem mein Vater nach dem Mord an Bundeskanzler Dollfuß gebrochen hatte, und bat ihn um die Wiederaufnahme der Freundschaft. Mein Vater stimmte zu. Nachdem mein Vater ein paar Monate später von dort entlassen worden war, konnte er sich zu uns nach Pöchlarn durchschlagen. Unerwartet stürmte er lachend zur Türe herein und fiel meiner Mutter um den Hals, dann auch uns Kindern. Wir waren überglücklich ihn wieder bei uns zu haben, damit schienen für uns glückliche Zeiten angebrochen. „Der Krieg ist wohl aus, aber der Friede ist noch nicht da“ meinte mein Vater dazu. Denn noch wusste niemand, was weiter geschehen würde.

Was wir auch nicht wussten: Das Leben im Konzentrationslager war härter und die Behandlung grausamer gewesen, als wir es uns vorgestellt hatten. Als mein Vater meiner Mutter einmal abends allein erzählte, was dort geschehen war, hielt sie sich schreiend die Ohren zu. Sein Herz und seine Nieren waren von der Haft stark angegriffen. Er litt unter schmerzhaften Krämpfen und musste die folgende Zeit zumeist im Bett verbringen. Weihnachten und Neujahr konnte er noch mit uns feiern, sogar in vergnügter Stimmung, aber dann wurden seine Krämpfe von Tag zu Tag immer heftiger. Eines Abends lag er friedlich und entspannt im Bett und lächelte. Aber er atmete nicht mehr.

Er hatte seinen Frieden.

Heidelore Raab

Der Himmel offen

Einmal noch Kind sein
für diese eine Nacht
erfüllter Sehnsucht
im Licht der Kerzen

einmal noch unter Sternen
die Botschaft des Friedens
für alle Menschen
der Himmel offen

Wilhelm Rager

Krieg und Frieden

dass sie im Krieg
Sehnsucht nach der
korrupten Banali-
tät des Friedens be-
kommen –
(der Etablierung der
Mächtigen, um reicher
als moralisch je ver-
tretbar durch die Aus-
plünderung der Wehr-
losen zu werden) –
auch wenn sich
das Gerechtigkeits-
gefühl der Jungen
vergeblich vor den
billigen Gewehren
aufbäumt:

Pax Romana

pax romana
der Segen des Blut-
gerichts in den von
Steuern ausgepressten
Provinzen – aber besser
noch als der Blut-
rausch der einfallenden
und plündernden Bar-
baren:

Eine Hoffnung namens Kunst

Wir verbinden mit Kunst die Vorstellung, sie sei *zeitlos*.

„Kunst ist, was von uns bleibt“, notierte Gustave Flaubert einst in seinem Tagebuch. Er hatte gute Gründe für diese Feststellung: Die ältesten bekannten Kunstwerke, Ritzungen auf zwei Hämatit-Stücken aus der Blombos-Höhle in Südafrika, sind etwa 77.000 Jahre alt. Die Geschichte des Homo sapiens deckt sich nicht zufällig mit der Geschichte der Kunst: Sie *ist* die Geschichte der Kunst.

Über Jahrhunderte wurde die Kunst als eigentliches kulturelles Gut und Erbe vorangegangener Generationen angesehen. Kunst überdauerte Geschichte nicht bloß, sie wurde zu deren Inbegriff und Namensgeber: Antike, Romantik, Gotik, Renaissance, Barock, Biedermeier, das sind alles Kunstbegriffe, die uns die Bedingungen einer Epoche offenbar besser vermitteln als historische Daten, große Entdeckungen oder radikale wirtschaftliche Umbrüche: Die Kunst bringt uns das Denken und Fühlen einer Ära nahe.

Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass Kunstwerke sehr oft sehr fragile Objekte sind. Sie können durch Wasser, Feuer, Erdbeben, Schädlinge und Klima zerstört oder zumindest beschädigt werden. Deshalb wurden sie immer wieder restauriert – was nichts anderes bedeutet, als dass sie übermalt, ergänzt und nach der jeweils aktuellen Kunstauffassung verändert wurden. Und das wieder bedeutet, dass was wir heute von diesen Kunstwerken sehen, oft nur noch wenig mit dem zu tun hat, wie sie bei ihrer Entstehung ausgesehen haben. Das Schloss Schönbrunn, heute im typischen *Schönbrunner-Gelb*, war ursprünglich rosarot. Die Pfeiler und Figuren beim Großen Tor des Stephansdoms waren einst bunt bemalt – etwas, das wir mit unserer heutigen Vorstellung von Gotik kaum in Einklang bringen können.

Kunstwerke sind aber auch abseits solcher Veränderungen gefährdet. In Kriegen stellen sie bevorzugte Ziele der Zerstörung dar, weil in ihnen das Heiligste eines Volkes vermutet wird und man dieses Volk in sein Herz treffen will. Der sogenannte Islamische Staat und die Taliban verfolgen diese Strategie noch heute.

Die größte Gefahr für die Kunst war jedoch seit jeher, dass sie nicht mehr verstanden wurde. Schon der nächsten Generation ist ihre Botschaft meist nicht mehr zugänglich, den Missverständnissen somit Tür und Tor geöffnet. Auch in Friedenszeiten wurden ganze Paläste bedenkenlos abgetragen und als Baumaterial genützt, Gräber beraubt und geschändet, Kunstwerke aus Edelmetall eingeschmolzen, Bilder als Schießscheiben missbraucht.

Theodor W. Adorno hat einmal erklärt, nirgends stehe geschrieben, dass es Kunst geben müsse. Vom Ende der Kunst ist seit mittlerweile mehr als zwei Jahrhunderten die Rede. Als Georg Wilhelm Friedrich Hegel dieses Ende erstmals verkündete, ging er jedoch nicht davon aus, dass eines Tages keine Bilder mehr gemalt und keine Skulpturen mehr geschaffen würden. Was er meinte war, dass sich die Bedeutung der Kunst für die Erkenntnis des Schönen, Wahren und Guten relativiert habe.

Diese Relativierung ist mittlerweile weiter fortgeschritten, als Hegel sich das jemals vorgestellt haben kann. Was aber bleibt von der Kunst, wenn sie es nicht mehr schafft „die Gefühle zu veredeln und im Gewand des Schönen den Geist des Guten zu fördern“, wie es Ferdinand Georg Waldmüller einmal ausdrückte.

Eine Wertanlage? Ein Prestigeobjekt? Eine Art Dekoration?

Nie zuvor in der Geschichte der Menschheit wurden mehr Kunstwerke geschaffen als heute. Nie zuvor haben sich mehr Menschen für Kunst interessiert, sind in Museen und zu Ausstellungen gegangen und haben Kunstwerke erworben. Aber warum tun sie das? Was erwarten sie? Was erhoffen sie sich? Was bedeutet Kunst für sie? Vor zweihundert Jahren versprach die Kunst noch Trost, Genuss und die Erweckung der Seele. Ihr Anspruch auf Ewigkeit vermittelte ein Gefühl von Sicherheit, und damit von Geborgenheit, von Heimat, von Frieden.

Aber die Zeitlosigkeit ist längst obsolet geworden. Dieser Anspruch wird von vielen Künstlern als *pathetisch* zurückgewiesen. Die in Formaldehydlösung eingelegten Haie Damien Hirsts zersetzen sich schon nach wenigen Jahren; die aus Schokolade oder Käse hergestellten Objekte von Dieter Roth verwesen – der Verfallsprozess soll sie, so der Künstler, erst *vollenden*. Die Wegwerfgesellschaft hat die Kunstproduktion erreicht. Wer für die Biennale in Venedig eine Installation herstellt, für den ist eine Lebensdauer von sechs Monaten schon lang. Danach wird die Arbeit günstigstenfalls gelagert, meist jedoch bei nächster Gelegenheit entsorgt.

Viele Künstler weisen aber nicht nur den Anspruch auf Haltbarkeit zurück. Sie weisen im Grunde jeglichen Anspruch zurück. Sie verweigern sich mit ihrer Kunst als Medium geistiger Strömungen, Utopien und gesellschaftlicher Gegenentwürfe. Sie halten die Idee alles Wesentliche unserer Existenz, unsere Sehnsüchte, Ängste und Bedürfnisse zur Anschauung zu bringen, für hoffnungslos romantisch und vorgestrig. Sie streben weder eine Verdichtung und Zusammenfassung des Lebens und seiner Erscheinungen an, noch wollen sie der Fülle der Ereignisse eine verbindende Form geben. Sie lehnen den Gedanken ab, eine Gesellschaft könne

sich in ihrer Kunst festigen, ja feiern. Mehr noch, sie verweigern sich sogar dem angestammten Feld der Kunst, Kritik an den herrschenden Zuständen zu üben, Protest zu erheben oder Impulse für Veränderungen zu geben.

Auch das Sinnliche der Kunst scheint suspekt geworden zu sein. *Schönheit* ist ein Begriff geworden, der sich im Zusammenhang mit Kunstwerken geradezu verbietet; kein Mensch im Kunstbetrieb verwendet ihn, und wenn, dann als Synonym für Kitsch.

In einer pervertierten Welt, diagnostizierte – und präjudizierte – Adorno, könne sich die Kunst mit dem Wahren, Schönen und Guten nur noch beflecken. Sie müsse hässlich sein, um eine hässliche Welt zu denunzieren. Nach Auschwitz Gedichte zu schreiben sei barbarisch.

Das ist natürlich Unfug: Gedichte zu schreiben, Lieder zu komponieren und Bilder zu malen ist die einzige Hoffnung, die uns bleibt um der Barbarei zu entkommen.

Dennoch: In der Mitte der Gesellschaft befindet sich die Kunst schon lange nicht mehr. Sie steht vielmehr am äußersten Rand, abgedrängt, nur einen Schritt entfernt vom Abgrund. Die Verweigerung der Kunst gegenüber jeglichen Ansprüchen hat dazu geführt, dass viele Menschen sie nicht mehr verstehen und ihrerseits mit Verweigerung reagieren.

Auf die Begegnung mit Kunst zu verzichten bedeutet aber, dass einem eine ganze Menge entgeht. Denn die Kunst aus seinem Leben auszuschließen verhindert nicht nur außergewöhnliche sinnliche Erfahrungen (ja, die gibt es noch immer), es engt auch die Fähigkeit zur Wahrnehmung seiner Mitmenschen, seiner Umwelt, und nicht zuletzt von sich selbst ein. Mit einem Wort: Es reduziert das Menschsein!

Die eindrucksvollste Deutung, was Kunst leisten könne, stammt von Josef Brodsky, einem russisch-amerikanischen Dichter, der 1987 den Nobelpreis für Literatur erhielt. Er stellte die Behauptung auf, der Mensch sei zuerst ein ästhetisches und erst in zweiter Linie ein ethisches Wesen. Die Kunst sei deshalb kein Nebenprodukt menschlicher Entwicklung, sondern – neben der Schriftsprache – die höchste Form menschlichen Ausdrucks. Sie sei „die Bestimmung unserer Art“. Denn das Ziel der Evolution sei Schönheit.

Das ist die vielleicht empathischste, tröstlichste und positivste Deutung der Natur des Menschen, die sich denken lässt. Vorausgesetzt natürlich, die Hypothese Brodskys, die Ästhetik komme vor der Ethik, ja, sie sei geradezu deren Voraussetzung, stimmt; ist sie falsch, sind es auch die daraus abgeleiteten Schlüsse.

Dafür, dass sie stimmt, spricht, dass wir von Kindesbeinen an imstande sind nach ästhetischen Kategorien zu wählen – und das auch permanent tun. Ästhetische Urteile zählen zum Selbstverständlichsten unseres Alltags: Ununterbrochen bewerten wir Aussehen, Gerüche und Ausdrucksweisen anderer Menschen; wir bewerten Mode, Hunde, Schmuck, Schuhe, Essen, Werbung, Autos, Musik, Zeitungskommentare – was auch immer. Wir tun das ganz automatisch. Und wir richten uns ganz automatisch nach diesen Urteilen, indem wir den einen Menschen sympathisch finden und den anderen ablehnen; indem wir Hunde streicheln oder ihnen aus dem Weg gehen; indem wir ein bestimmtes Auto toll finden und ein anderes hässlich usw. usf.

Aber sobald das Etikett *Kunst* aufleuchtet, igeln sich viele Leute ein. Man hat ihnen möglicherweise zu oft erklärt, es komme bei Kunst nicht darauf an, dass sie ihnen *gefalle*; man hat ihnen eingehämmert, das eigene Geschmacksurteil sei hier nicht von Relevanz; es sei quasi vermessen, den eigenen Augen zu trauen.

Und dafür spricht ja auch einiges: Bei der Beurteilung von Kunst kommt es häufig zu haarsträubenden Fehlern: Die Professoren der Universität in Wien rieten Gustav Klimt seine Bilder am besten im Wurstelprater auszustellen – so hässlich seien sie. Die besten Experten der Welt vermittelten begeistert, was ein Herr Beltracchi in seiner Werkstatt zusammengemüht hatte. Und der so überaus beliebte Papst Johannes XXIII. verbot den Katholiken den Besuch von Picasso-Ausstellungen.

Man befindet sich also in bester Gesellschaft, wenn man etwas zurückweist, das sich später als Meisterwerk herausstellt; oder etwas bejubelt, das schon bald im Orkus der Vergessenheit verschwinden wird. Aber: Irren ist menschlich. Sich aus Angst vor Irrtümern zu verweigern ist hingegen unverzeihlich.

Denn Ästhetik ist eine Grundbedingung der Kunst; ohne diese Voraussetzung ist Kunst gar keine Kunst! Und wir alle – jeder von uns! – haben ein Sensorium dafür, Ästhetik wahrzunehmen und an unseren ganz persönlichen Erfahrungen und Anschauungen zu messen!

Dass sich heutzutage so ziemlich alle im Kunstbetrieb weigern den Begriff *Schönheit* auch nur in den Mund zu nehmen, ändert nichts daran. Außer, dass es schade ist: Denn über das Ästhetische eines Kunstwerks ließe sich wunderbar streiten. Und selbstverständlich können wir – jeder von uns, jeder mit seinem ganz persönlichen Erfahrungshintergrund und seiner momentanen mentalen Disposition – diesen Aspekt der Kunst *verstehen*. Genau gesagt, sind wir die einzigen Lebewesen auf diesem Planeten, die das können.

Es gibt aber noch einen weiteren, wichtigen Grund, sich mit Kunst zu beschäftigen, als nur den, sich an ihrer Schönheit zu erfreuen, ihre Sinnlichkeit wahrzunehmen und sich darüber mit anderen Menschen auszutauschen: Josef Brodsky behauptete nicht nur den Vorrang der Ästhetik vor der Ethik. Er war nicht nur überzeugt, dass die Begriffe *schön* und *hässlich* den Kategorien *gut* und *böse* vorausgehen, sondern er zog daraus den Schluss, dass moralisches Handeln mit ästhetischer Urteilsfähigkeit beginne: „Je reicher die ästhetische Erfahrung eines Individuums, desto unbeirrbarer sein Geschmack, desto präziser sein moralisches Urteil, desto größer seine Unabhängigkeit.“

Der Zusammenhang zwischen Geschmacksbildung und der Fähigkeit souveräne moralische Entscheidungen zu treffen, mag im ersten Augenblick erschrecken. Aber wenn es diesen Zusammenhang gibt, bedeutet das, dass Erziehung viel stärker darauf abzielen sollte, unsere sinnliche Wahrnehmungsfähigkeit zu vertiefen. Und das geschieht nirgends eindringlicher, nachhaltiger und besser als in der Auseinandersetzung mit Kunst. *Kunsterziehung* sollte unter diesem Gesichtspunkt einen ganz neuen Stellenwert erhalten.

Es würde also durchaus Sinn machen unsere Fähigkeit, Schönheit wahrzunehmen, zu verfeinern, weil sich das auf unsere moralische Urteilsfähigkeit und damit unsere Fähigkeit, ethisch verantwortungsvoll zu handeln, auswirken würde.

Die Vorstellung ganzer Generationen, die Kunst könne die Gesellschaft zum Besseren verändern, findet heute keine Zustimmung mehr. Aber möglicherweise ist das ein Fehler! Denn wäre diese Vorstellung richtig, wäre sie eine der größten – und letzten – Hoffnungen, die wir haben, um uns mit uns selbst und der Welt zu versöhnen.

Katja Schraml

Der Stille Blick

Nur mit Wind mit Zeit und mit Klang
der ich unter Menschen nicht leben kann
Ingeborg Bachmann, aus: Exil

Erst hab ich dich gar nicht gesehen. Nicht sehen wollen.
Wieso auch? Was gehst du mich an? Uns spülte nur Zufall ins
selbe Abteil. Wär ich 2 Meter weiter den Bahnsteig hinab,
wär ich in 1 andere Zukunft gestiegen. We never had met.

Zuerst hab ich dich gehört. Als helle Stimme über dem
Rattern der Räder auf den gleisigen Schienen. Du hast dich
ins Donnern des Tunnels gemischt, zwischen die Flüche +
Fluchten, geschwungen übers Summstummgespräch der
Altmännernacken, übers weinerlich weibliche Alltagsgewäsch.
Wenn sie jung ist, die Stimme, fliegt sie von allein. Sie
braucht keinen Transistor Verstärker Reflektor. Sie klingt
über allem singend dahin. Singing a song.

Aber ich hab dich nicht hören wollen, du warst mir zu laut.
Wir brauchen die Stille, um ruhig zu sein. Zu_Frieden.
Irgendwann wirst du Stille sein. Still sein. Dann wird man
dir zunicken. Brav. Bravo. Well done, my dear.

Doch heute warst du noch Stimme. Und ich war dabei. Als sie
sich hoch über uns hinaus überschlug, sich selbst nicht
genug, 1 Ziel anvisierend. Schau! Schau! Da sah ich hoch.
Wem rufst du denn da + warum? Das interessiert mich dann
doch. Obwohl mich nichts angeht. Warum sollte es auch? Was
kümmert mich das? Sense. Sensor. Censored.

Erst hörte ich dich rufen, dann sah ich dich hängen.
Beidhändig in haltbare Schlaufen verwoben, beidbeinig
tollkühne Schwingschwünge schlingernd, 2 weiche Stapfstiefel
vom Zug des Zuges gesogen gezogen über Köpfe + Hüte hinweg.
Schauschau! Da sah ich dich an. What do you want?

Jede_r braucht 1 Aufgabe im Leben. Und 1 Aufmerksamkeit.
Jede_r will etwas können, hoch oder tief, schön oder

krumm. Jede_r will zeigen, wie gut ersie_s kann.
Phantastisch. Prima. Phänomenal. Das will man hören. Jede_r braucht 1 Wert_Schätzung. Eine_n, derdiedas sagt. Egal, wies war. Ja, gut gemacht! Erst mal nur zur Bestärkung. Ja, weiter so! Aufrichtige aufrichtende Anerkennung. Später erst keilen die Klamationen, Ak oder Re, konstruktive Kritik. Wem wird die Aufgabe zuteil? Wer weiß, wofür er zuständig? Wofür man gemacht? Searching for meaning.

Es ist nicht meine Aufgabe. Du hast mich nicht gemein_t. Wir haben keine Beziehung zueinander. Keinen Bezug. Was hilft dir, wenn 1 Fremde aufsteht + lacht + klatscht. Ja Wahnsinn, das kannst du?, so gut kannst du das? Das ist ja toll! Hätt das dir gereicht? Sure, extraordinary.

Wessen Applaus Achtung Anteilnahme brauchst du? Und wie viel davon, damits wirkt? Das heißt: Auf fruchtbaren Boden fällt, keimt + wächst, bis du schwingst, ohne zu rufen? Ach, Achtsamkeit, Ach Samtkleid. Wer soll dein Publikum sein? Welche Worte möchtest du hören? Super. Superb. Extraoriginell. Wie klingt das für dich? Sens_ational.

Superlativ superlasziv. So spricht die Welt. #Foodporn #Cloudporn #Vapeporn. Exzessiv Sexpressiv. Da halt ich nicht mit. Ich sag gern fein. Fein mag ich gern. Aber das will keiner hören. Nett erst recht nicht. Okay. Gut. Ja, schön. Das sagt man dahin. Schon wehths davon. Wie kalter Entzug. Nur nicht übertreiben, sonst klingts nicht ernst. Authentisch solls sein. Großartig. Hervorragend. Wow!

Hab ich gedacht. Ja fine. Nur nicht so überschwungschwänglich. Weil ich schon Stille seit vielen Jahren, da wird jedes Ja längst mit 1 Aber verschlossen. Ich hab nichts gesagt. Bin nicht aufgesprungen und hab nicht geklatscht, obwohl klatschen viel hilft. Man kann gut viele Dinge ab+ wegklatschen. Man kann den Menschen schön zuklatschen, sich klatschend freuen, das freut noch mehr. Ich klatsch gern. Beide Hände gegeneinander. If you're happy and you know it.

Da hab ich es klatschen gehört. Es galt dem Schwall + schalt den Schall. Da hab ich gesehen, wen du gemeint. Linksrechts wandts dir den Kopf nach der Handrichtung, die Finger vor Schreck verloren den Halt, so bist du gefallen gestürzt gerutscht durchs Abteil, der Bremskraft entgegen, so kamst du zu liegen vor meinem Fuß. Rotwangig, nassäugig, tropfnasig. Was ist meine Aufgabe? Welche Macht hat die Stille? Wie viel vermag ihr Blick? Wer hört auf ... sie? Erst als deine Stimme verstummte, hab ich sie vermisst. Da nahm ich dich wahr. Wartete auf deinen Laut. Missing the meaning.

Du hast dich aufgerappelt und bist zurückgetappt, schwankend vom Schwenken des Zuges vielleicht. Noch 2x hats geklatscht. Und wir habens alle gesehen, die wir sehen müssen. Vorbei hinweg darüber hinaus, wie wir hören müssen. Vorbei hinweg darüber hinaus. Was ist unsere Aufgabe? Was unser Recht? Berechtigung? Do you see?

Hast du die Stille gehört, wie sie dir zugetan? Ja Wahnsinn toll! Urkunden hat sie dir ausgestellt, mit Stempel + Siegel, 3x3 Orden, dein Name in Ehren. Wenn ich ihn nur wüsste. Ich kenn dich doch nicht. Ich bin nicht zuständig. My voice had no choice.

Wer nie laut sein durfte, kanns nicht ertragen, dass es 1 andere_r ist. Immer muss alles leise sein. Alles, nur keinen Lärm. Das hält man nicht aus. Man meidet die Lauten, sonst schreit man sie an. Man läuft lieber weg. Ren_egade.

Ich hab dich nicht mehr gehört. Nur noch gesehen. Ruhig + still saßt du unauffällig auf deinem Platz. Kullerkuller. So, wies sein soll. Brav_o. Ganz in der Spur. Die zieht ab jetzt tiefe Spur_ill_en die Wangen hinab und füllt manche Bäche. Ich spring schon über sie drüber. Und du? Ich hätte dich nie bemerkt, wenn nicht dein Ruf durch die Stille hallte. I would have missed you.

Als du ausstiegst, wäre ich fast hinterher. Weil du nicht gehen wolltest. Ich kenn deinen Trotz. Er ist die letzte

Rettung, wenn alles andere versagt. Der Trotz holt sich
Be_Achtung um jeden Preis. 1 Augen_Blick. Ob er
schimpfeschlagend kommt oder wonnwiegend hüllt, ist ihm egal.
Das musst du aushalten. Wait for me.

Du bliebst sitzen, als sie zur Tür, 1 Geschwister im Wagen,
1 andres am Rockzipfel, stumm den Schnuller im Mund. So
konnt ich mir vorstellen, wie du früher gewesen, als die
Stelle noch frei. Jetzt hingst du in der Luft. Hast die
freie Seite nicht erhalten gesehen haben wollen. Du wolltest
was anderes. Wenn ich nur wüsste, was. Wanting a will.

So lang ich dich nicht sehen + hören musste, konnte die
Stille sich in sich selbst zurückziehen und schützen vor dem
Lärm der Welt. Wenn sie beobachtet, muss sie berichten. Du
bliebst noch zurück, als sie schon draußen stand. 3x rief
sie nach dir. Zögernd schlichst du ihnen nach, tratst über
die Schwelle, bis an die weiße Linie. Sie riss dich hinüber.
Da frost du fest auf steinkaltem Grund, verschränktest die
Arme. Sie überfuhr dich mit ihrem Wagen, 2 schwarze Striemen
auf weichweißem Fell, stieß dich zum Aufzug, zog dich
hinein. Da standst du still. Stand_still. Still_stand.

Ich stand an der Tür. Neben mir. Ich stand in dir. Der
Stille Blick. 1 stummes Ruh. 1 äugig Reh. Er konnt ihr
nichts ausrichten. Er kann nichts ausrichten, wenn er nicht
gesehen. Vorbei hinweg darüber hinaus. Vielleicht – wer weiß
– hätte sie sich darin verloren. Tief + schwarz hab ich sein
Lid aufgerissen und mein Lied angestimmt. Still still, weils
Kindlein schlafen will. Dann fuhren wir ab. Du gen Hell_e,
ich ins Dunkel. Und fortan kann ich nichts denken als wie
laut_er Stille war. I probably won't see you again.

Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich kann und was nicht.
Und was ich nicht zu können glaube, muss ich nicht mehr
alles neu versuchen, obs denn auch stimmt. Ich weiß, wer ich
bin + was meine Aufgabe. Ich weiß, dass ich die Stille. Dass
ich den Lärm der Welt in mir auffangen muss, dass ich sonst
wenig ausrichten kann. But if you hear me, I might do more.

Was in meiner Macht. Die Stille kann der Stimme den Schutzraum geben, in der sie ungehemmt schwingen kann, an ihren Wänden hallt sie wider, wand_elt sich, teilt sich, Sinus + Cosinus, die klingen gegen+ miteinander, sich aufhebend einmal + andermal sich verstärkend, kompliment_air, so durchdringt sich die Stimme selbst, daran wird sie wachsen. Gewiss. Gewissen_haft. Bis sich aus ihr entfaltet 1 Laut. Bis aus der Stille tritt 1 Wort, stark + stur, das geht hinaus und prüft sein Echo in der Welt. Das nennt sich. Ich. Trägt deinen Namen.

In diesem Sinne, liebe Stimme, auf Wiederhören.

Reinhold Schrappeneder

Stell dir vor es wäre Frieden

„Stell dir vor es ist Krieg und keiner geht hin.“
(Spruch aus der europäischen Friedensbewegung der 1980er Jahre)

Stell dir vor es wäre Frieden
und wir gingen alle hin ...
„Frieden – ja, den woll’n wir alle.
Krieg? Das hat doch keinen Sinn!“

Bunte Regenbogenfahnen
schmückten Straße, Feld und Haus.
Von den Feldern, aus den Häusern
zögen wir zum Fest hinaus.

Und es blühten tausend Blumen
auf der Friedenswiese dort.
Und dort kämen wir zusammen,
und wir gingen nicht mehr fort.

Stell dir vor es wäre Frieden
und wir gingen alle hin ...
Auf, ihr Völker dieser Erde:
Einigt euch in diesem Sinn!

Frieden

War es Zufall, der meine suchenden Blicke ausgerechnet über eine Bertha von Suttner-Biographie stolpern ließ, die, willkürlich aufgeschlagen, mir einen der vielen Briefe an diese rührige Frau vor Augen hielt? Der Absender hatte einst Bertha samt deren Ehemann in seinem Segelboot über den Zürichsee geführt, daran erinnert er in dem Brief: „Und wir drei sprachen von Krieg und Frieden und wie schön diese Gotteswelt sein könnte wenn erst das Göttliche zum Durchbruch käme, das in manchen Menschenherzen glüht und in manchen Menschenhirnen leuchtet, aber noch sehr erstickt wird unter der Wucht von Unwissenheit und Rohheit...“.

Ein Durchbruch des Göttlichen ist also notwendig, um vom Krieg zum Frieden zu kommen? Genügt denn Vernunft nicht? Die Neugier zwang mich weiter zu lesen. Wer war dieser Mann, dem der Friede, dieses ewige Sehnsuchtsbild, so sehr an ein Fernes, ein Göttliches gebunden schien? Etwas später äußert er sich, Bezug nehmend auf Bertha von Suttners Bemühungen um Frieden: „Einen heiligen Schrecken über den Krieg hervorzurufen: das bedeutet, die beste Religion zu schaffen, und Sie haben vornehm und wachsam dazu beigetragen. Seien Sie, liebe Freundin, meiner liebevollsten Zuneigung versichert. Alfred Nobel.“ (aus: B. Hamann: Bertha von Suttner, ein Leben für den Frieden).

Über solche Aussagen darf nachgedacht werden. Die verheerenden Kriege des 20. Jh. sind längst vorbei und dennoch präsent wie eh und je. Nicht nur Mahnmale und Gräber künden davon, der Schrecken bleibt in den Gedächtnissen derer, die damals nicht gleich gestorben sind am Schmerz eines Abschieds von ihren Toten oder an der Pein ihres Wissens um die zerstörerischen Spuren in sich und in allen. Immer noch sitzt das am Nerv der Gesellschaft vergiftet und verletzt nach wie vor trotz all der Jahrzehnte. Wo bleibt der Friede, der nach dem 20. Jh. Besänftigung brächte? Krieg und Gemetzel wüten in vielen Teilen der Welt. Gespannte Hellhörigkeit wächst selbst in friedlichsten Breiten. Auf allen bewohnten Kontinenten herrschen Skepsis und Sorge. Nervosität ergreift politisch Unliebsame und mehr noch die Machthaber, denen sie unbequem sind.

Sind wissende und beratende Geister auf falscher Fährte, wenn sie Vernunft einfordern, die dem *Homo sapiens* doch zumutbar sein sollte? Nämlich die Fähigkeit, chaotisches Gegeneinander zu durchleuchten und sich um ein friedliches Miteinander ernsthaft zu bemühen? Wenn sie raten, Gespräche zu führen, um

jenen Konsens zu suchen, der wenigstens ärgste Aggressionen verhindert? Das wären Anleitungen zu vernünftigem Handeln. Der gegenwärtig bedeutendste deutsche Philosoph Jürgen Habermas (geb. 1929) hat neben anderen Frieden stiftenden Ideen eine „Konsensustheorie“ erfunden, eine für alle anwendbare Verständigungshilfe, mit der es möglich sein sollte, Gespräche, d. h. verbale Verhandlungskunst zu üben statt physische Gewalt anzuwenden.

Voraussetzung für Habermas' Verwirklichung seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ ist die Entwicklung menschlicher Rationalität und verbaler Ausdrucksfähigkeit, zumindest soweit, dass auch sehr verschiedene Interessen unmissverständlich und friedlich in „herrschaftsfreiem Diskurs“ vorgebracht werden können. Von vornherein ist das freilich nicht überall leicht durchzuführen und ohne entsprechende Vorbildung und Organisation kaum erreichbar; müssen doch alle Gesprächsteilnehmer gleiche Chancen und entsprechende Fähigkeiten haben in Rede und Gegenrede, Frage und Antwort, um respektvoll frei und wahrhaftig auch ihre „innere Natur“ transparent zu machen. Diskursteilnehmer müssen die gleichen Chancen haben, „regulative Sprechakte zu verwenden, d.h. zu befehlen und sich zu widersetzen, zu erlauben und zu verbieten, Versprechungen zu geben und abzunehmen, Rechenschaft abzulegen und zu verlangen usf. in voller Reziprozität...“ Habermas' Theorie bleibt in manchen Gegenden der Welt vielleicht noch zu theoretisch. Doch die Hoffnung auf einen immerhin möglichen Gebrauch von Vernunft zusammen mit der Entwicklung sprachlicher Möglichkeiten sollte erhalten werden.

Jürgen Habermas' „Philosophische Aufsätze“ unter dem Buchtitel „Zwischen Naturalismus und Religion“ sind hochaktuelle Lektüre. Kommen doch für ein friedliches Miteinander der Menschen in Europa und überall in der Welt der Philosophie äußerst wichtige Aufgaben zu. Lernprozesse sind notwendig um herauszufinden, wie Menschen völlig unterschiedlicher Denk- und Erlebnisart, Sozialisation und Religion, einander verstehen können, um miteinander respektvoll und friedlich umzugehen. Vernünftiges Handeln allein führt längst nicht bei allen zum Ziel. In seiner Frankfurter Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2001 forderte Jürgen Habermas, wenn auch nach eigener Aussage „religiös unmusikalisch“, von der aufgeklärten säkularen Gesellschaft ein neues Verständnis von religiösen Überzeugungen, die ja nicht nur Relikte einer abgeschlossenen Vergangenheit sind und sich auch nicht einfach wegdenken lassen. Nach Habermas ist dies eine kognitive Herausforderung an die Philosophie und, wie sich immer mehr herausstellt, nicht nur für diese. Zur Zeit der

Aufklärung sind manchen Begeisterten kommende Probleme noch nicht bewusst geworden. Die Entgleisungen mancher idealistisch begonnenen Entwicklung, Unruhe und Ratlosigkeit im Gefolge und die schwierige Suche nach Sinn. Dass die Religionen der Welt nicht einfach verschwinden, nur weil ein Teil der aufgeklärten Geister sich von ihnen befreit wähnt, verwundert nicht. In unserer „säkularisierten Welt“ sind sie durchaus präsent, ihre Vielfalt und damit verbundene Probleme ebenfalls. Auch ist gar nicht sicher, wie und ob überhaupt aufklärende Philosophen damals ohne die alten religiös-metaphysischen Traditionen ihre Ideen hätten entwickeln können. Eine philosophische Selbstreflexion sei also durchaus angezeigt, lässt Jürgen Habermas 2004 in dem Aufsehen erregenden Werk „Dialektik der Säkularisierung“ wissen. Gemeinsam mit dem wichtigsten deutschen Theologen, damals Kardinal Joseph Ratzinger, spricht er „Über Vernunft und Religion“, wobei sich herausstellt, dass auch die Theologie ihrerseits den Anschluss an die philosophischen Versuche einer Selbstreflexion der Vernunft sucht.

Wollen demokratische Staaten ihren Bürgern ethische Freiheiten sichern, ist mit Verallgemeinerungen einer säkularistischen Weltsicht nichts getan. Säkularisierte Bürger dürfen in ihrer Rolle als Staatsbürger weder religiösen Weltbildern ihr religiöses Wahrheitspotential absprechen, noch den gläubigen Mitbürgern das Recht bestreiten, in religiöser Sprache Beiträge zu öffentlichen Diskussionen zu liefern. Umgekehrt darf auch Verständnis von Gläubigen für Nichtgläubige erwartet werden. Auch kann „eine liberale politische Kultur von säkularisierten Bürgern durchaus erwarten, dass sie sich an solchen Anstrengungen beteiligen“, so der Philosoph Jürgen Habermas. Der Theologe Kardinal Joseph Ratzinger findet unbestreitbar, „dass die grundlegende Veränderung des Welt- und Menschenbildes, die sich aus wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnissen ergeben hat, wesentlich am Zerschneiden alter moralischer Gewissheiten beteiligt ist.“ Und appelliert an die „Verantwortlichkeit der Wissenschaft für den Menschen als Menschen, besonders jedoch an die Verantwortung der Philosophie, die Entwicklung der einzelnen Wissenschaften kritisch zu begleiten, voreilige Schlussfolgerungen und Scheingewissheiten darüber, was der Mensch sei, woher er komme und wozu er existiere, kritisch zu durchleuchten (...) und so den Blick auf das Ganze, auf die weiteren Dimensionen der Wirklichkeit des Menschseins offen zu halten...“.

Alfred Nobel sprach einst vom Göttlichen im Menschen und was alles sein könnte, „wenn erst das Göttliche zum Durchbruch käme...“. Der Friede in Europa und in der Welt wäre mit Alfred Nobels Idealen allein heute auch nicht zu sichern. Dialoge sind gefragt. Mit den Einsichten zweier maßgebender Geister

deutscher Zunge wie der oben genannten ist der ersehnte Friede zwar auch noch nicht gesichert, die hohen Auflagen ihres Friedensgesprächs in Buchform könnten jedoch durchaus Anstoß zur Durchleuchtung und Verbalisierung weiterer Probleme sein, um Bemühungen für vernünftige Gespräche zu ermöglichen und Denkhilfe für jene zu leisten, die den immer deutlicher werdenden Rissen und Brüchen im gegenseitigen Verständnis glücklos gegenüberstehen.

Constantin Schwab

Für schlechte Zeiten

Für schlechte Zeiten, hieß es immer. Nur für wirklich schlechte Zeiten. Als Marina das letzte Dokument unterzeichnete, klang wieder nur dieser eine Satz in ihrem Kopf, dieser belanglose, der nie etwas sagte. Waren sie jetzt endlich da, die schlechten Zeiten? Oder war das wieder nur ein Test, eine Vorbereitung, doch worauf!? Marina dachte an nichts, außer an diesen Satz, bis sie von der Kugelschreibermine unterbrochen wurde, die nicht schreiben wollte, egal wie ungeduldig und gewaltvoll sie auch andrückte. Bloß ein hartes Relief ihrer gewohnten, ewiggleichen Schnörkel brachte sie zustande, weiß auf weiß, bis der Mann hinter dem Schreibtisch einen schwarzen Stift aus der Sakkotasche hervorholte und ihr lächelnd entgegenreichte. Marina nahm ihn still entgegen, verärgert über die Verzögerung, es dauerte ihr viel zu lange; das alles, jede einzelne Geste schien ihr nur eine bittere, nutzlose Blaupause aller Gesten, die jemals in diesem Büro vollzogen wurden und jemals vollzogen würden. Ein Orkan der Wiederholung, alles vermengend, in sich aufsaugend, nichts, woran sie festhalten konnte, nichts, das den Tag erleichterte. Und dann auch noch die Kugelschreibermine. Da stirbt ein Mensch und dann schreibt nicht einmal der Kugelschreiber. Ja, dachte Marina, ja, es sind wirklich schlechte Zeiten.

Sie unterschrieb, langsam wie immer, sprach die ganze Zeit über nicht, zum Abschied ein Händedruck, weil es die Höflichkeit verlangte, das war alles. Sie verstaute den schweren, grün schimmernden Einband in ihrer Tasche, drehte sich um und wollte nur nach Hause. *Nach Hause* wiederholte Marina in Gedanken. Zu Hause ist dort, wo man geliebt wird. Doch Tote lieben nicht, sind einfach nur tot. In schlechten Zeiten wird man nicht geliebt, und wer nicht geliebt wird, der kann nicht nach Hause gehen. Wer nicht geliebt wird ... geht einfach ins Haus.

Bereits jetzt war es ein anderes. Marina atmete eine Luft, die sie nicht kannte, hörte eine Stille, die sie nicht begriff. Ohne ihre Mutter war dieses Haus nur eine lächerliche Ansammlung von Materialien, gesetzt in ein Mauerwerk, das sich in fünf Zimmer, Stiege, Küche, Bad unterteilte, starr und kalt in Beton gegossen. Melanie hatte das Haus ja nie gemocht, wenn es nach ihr ginge, könne man gleich verkaufen, wer sollte sich noch darum kümmern, jetzt, wo es leer stand. Allein der Rasen, hatte Melanie gesagt, willst du etwa den Rasen mähen, du mit deinen dürrer Ärmchen? Und wenn es feucht wird, wer wird die Zimmer lüften, hm? Marina hasste dieses Vernunftdenken ihrer Schwester, das keinen Sinn für Nostalgie kannte. Niemals würde Marina etwas verkaufen, das ihre Mutter geprägt hatte, auf gar keinen Fall. Aber natürlich hatte ihre Schwester Recht. Sie würde nicht da sein, um das Haus zu pflegen, hätte keine Zeit, keine Kraft, um das Anwesen lebendig zu halten. Und schon gar nicht würde sie jeden Sommer den Rasen mähen. Das Haus, die letzten räumlichen Erinnerungen an ihre Mutter, sie würden verwachsen, schimmeln, brechen und sterben. Wie alles.

Marina öffnete die Tür zum Schlafzimmer, legte ihre Tasche auf das Bett, schlüpfte aus den offenen Schuhen und setzte sich an die Bettkante. Nach einem Moment der Starre bewegte sie ihre Hand über die straff gezogene Decke, wie ein Tischler, der am Ende seiner Arbeit die Beschaffenheit des Tisches prüft. Es war eine Geste ohne Bedeutung, ohne jeglicher Motivation, außer jener, etwas zu berühren, das ihre Mutter jede Nacht berührt hatte. Jede Nacht hatte sie hier gelegen, zweiundvierzig Jahre lang. Vermutlich wurde ich hier gezeugt, dachte Marina, und sie erschrak plötzlich, weil sie es zum ersten Mal dachte, und weil sie jetzt erst erkannte, dass sie gar nicht sicher wusste, wo sie gezeugt wurde. Vielleicht muss das eine Tochter auch nicht wissen. Doch vielleicht hätte eine Tochter auch mehr fragen sollen. Nur einmal nachfragen, nur einmal lästig sein, bevor es keine Möglichkeit mehr dazu gab. Nicht alles hinnehmen, wie es gesagt oder angenommen wurde. Nur einmal gefragt haben: Und wann sollen die sein, die schlechte Zeiten?

Natürlich weinte sie nicht, als die Nachricht kam, hatte sie nie, nur ein Zittern, ein paar aufgestellte Wadenhärchen, sie hatte sich nicht rasiert. Sie getraute sich nie, es laut zu sagen, doch sie konnte es wirklich nicht, sie wusste einfach nicht, wie es geht; in dreißig Jahren hatte Marina nicht gelernt zu weinen. Melanie hingegen konnte es immer und überall, schon bei ganz banalen Dingen, wenn ihr Magazin nicht pünktlich kam, das Telefon besetzt war, sie hatte Tränen für zwei. Schlechte Aufteilung, dachte Marina. Ihr Ex hatte sie einmal *kühl* genannt. Als

würde sie absichtlich keine Tränen zeigen. Vielleicht auch das ein Grund, warum sie sich von Walter getrennt hatte – neben jemandem, der ein Nichtkönnen mit einem Nichtwollen verwechselt, wollte sie nicht jeden Tag aufwachen.

Marina ließ sich langsam auf das Bett fallen, zitterte erneut. Warum jetzt, einfach so? Warum nicht zumindest die Chance auf ein Abschiedsgespräch, auf einen letzten pulsierenden Händedruck, auf einen gemeinsamen Blick? Bei dem Gedanken fiel die offene Tasche in Marinas Sichtfeld, und heraus schimmerte der grüne Einband. Kein einziges Mal hatte sie es geöffnet, in dreißig Jahren nicht, obwohl sie immer wusste, wo das Album war, wo es geschlossen vor sich hinjährt und auf schlechtere Zeiten wartete. Nie hatte sich Marina für die Sammlung interessiert, nicht einmal das Verbot machte es ihr reizvoll, und auch jetzt, als sie im Bett ihrer Mutter lag und den grünen Einband anstarrte, auch hier fand sie kein Interesse, auch nur einen kurzen Blick ins Innere zu riskieren. Als wäre der Blick riskant. Nein, dachte sie, riskant war es nur, die Augen zu schließen.

Ein Schauer. Das Zittern wurde stärker. Der Wind suchte Marinas Hüften, floss unter ihre Kleider, sie hatte vergessen, wie schlecht die Fenster isoliert waren. Ihr war sehr kalt; gleichzeitig überkam sie ein unerklärlicher, wellenartiger Drang, sich von ihren Kleidern zu befreien. Sie gab der Welle nach, schälte sich aus ihrer Stoffjacke – warum ausgerechnet jetzt? Sie wollte sich verabschieden, endlich und offiziell, wollte noch so vieles sagen, allein der Zeitpunkt, und jetzt war es zu spät, sie knöpfte ihre Bluse auf, die Schatullen, das Geld, es war ihr völlig egal, von ihr aus konnte Melanie alles nehmen, aber daneben? Wie wenig blieb daneben? Das Haus, natürlich, das Haus war noch hier, aber es würde verblassen, wie alles, sie wusste, sie konnte es nicht aufhalten, sie zog den Rock hinunter, schmiss die Strümpfe wütend von sich, und alles was blieb, lag auf dem Bett, uninteressant, alt und grün. Erneut blickte Marina auf den Einband, so etwas findet man heute nicht mehr, wie lange Mutter wohl gesammelt hatte, um all die Seiten, und wie viel Zeit sie sich dafür wohl nehmen musste, um jede einzelne zu lösen und zu sortieren. Hätte sie sich nur öfter Zeit genommen, für solche Kleinigkeiten, für dumme Leidenschaften, die sich selbst genügten, sie hatte es immer belächelt, immer abgewertet, und nun lag sie da, halbnackt, kalt und ohne Hobbys.

Denkst du, sie wäre stolz auf mich, fragte sie Melanie am Sarg, und bereute es sofort, selbst hier, selbst beim Abschied nur an sich zu denken, immer nur Ich, selbst dort. Selbst jetzt. Aber Mutter hatte ihn immer gemocht, ihren Egoismus, *gesund* nannte sie ihn, ein gesunder Egoismus, sagte sie, genau der fehlte ihr, fehlte ihr ein Leben lang; eines, das nur für die anderen gelebt wurde, das nur gege-

ben wurde, und was blieb davon? Ein grüner Einband mit vielen schweren Seiten. Und selbst die Sammlung begann sie nur im Denken an die Töchter, natürlich, allein ihnen galt die Leidenschaft, damit sie einmal etwas hätten, einen Notgroschen, wie sie es nannte. Für die wirklich schlechten Zeiten.

Marina löste sich von ihrer Unterwäsche und schlug das Album auf. Sie blätterte unruhig durch die Seiten, starrte auf die vielen kleinen handschriftlichen Notizen. Unter jedem Sammlungsstück stand eine Ziffernfolge. Erst dachte Marina, es hätte System, dachte, die Notizen wären ein genauer, penibler Erinnerungsspeicher, ein Datumsarchiv, typisch für ihre Mutter. Doch bei genauerer Betrachtung, da begriff sie es: Die Ziffern, die unter den Briefmarken standen, waren einfach nur Uhrzeiten. Kein gewichtiges Datum, dass ihre Mutter verzeichnete, nein, einfach nur eine Uhrzeit, vermutlich der Zeitpunkt, an dem sie die Marke einsortiert hatte. Und als Marina das begriff, da schämte sie sich plötzlich, schämte sich, weil sie ihrer Mutter diesen chaotischen Spaß niemals zugetraut hätte. Und mehr und mehr wollte sie nicht daran glauben, an diese Endgültigkeit, an das Unvermögen, zurückzugehen und etwas zurückzugeben. Sieben Uhr dreizehn. Neun Uhr einundfünfzig. In jeder Uhrzeit ihr Vermächtnis. In jeder Marke ihre Gesten.

Es war sechzehn Uhr zwölf, als sich Marina das erste Stück auf die Haut klebte. Sie schleckte die Rückseite mit der Zunge ab, schluckte ob der Bitterkeit, presste die Marke auf den linken Innenarm und betrachtete ihn eingehend. Sie dachte nicht, das Exemplar sei wertvoll, sie dachte, es hatte Wert *für sie*. Marina nahm eine weitere aus dem Album, sechzehn Uhr fünfzehn, etwas Speichel darauf, presste sie gegen die rechte Wade. Bei der dritten zitterte sie kaum noch. Siebzehn Uhr vier, eine Enzianmarke, leicht ausgewaschen, Marina drückte sie an die Brust. Eine Fledermaus kam auf die Schulter, ein Hundertwasser auf die Sohle, vierzehn Uhr elf. Und mit jeder Marke wurde sie sicherer, nahm eine nach der anderen, leckte sie gründlich ab, beklebte Arme, Beine, Füße, später Schultern, Rücken, Bauch und Hüften, und danach die leisen, schüchternen Stellen, Achselhöhlen, Kniekehlen, Hals. Zehn Uhr achtundvierzig und ihre Zunge wurde trocken, noch eine Seite; eine alte, irische Marke, das Vierblättrige, weiß auf grün, es kam auf die Stirn. Eine Karawankenmarke daneben, das Haar nach hinten, ein Uhr zweiundzwanzig. Sieben Uhr vier. Zwölf.

Am Ende lag Marina da, das offene, leere Album neben sich, die weiße Haut bedeckt mit dutzenden, hunderten von Erinnerungen, die lose an ihr klebten, bevor sie abfielen. Sie lag da, still und regungslos. Sie dachte an den frischen Rasen, den stotternden Postboten, an Lockenwickler und Nelkenkauen, dachte an erdig-

schwarze Fingerkuppen, und wie sich Mutter immer aufregte, wenn sie die Glastür an der Scheibe berührten, die hässliche Milchglastür, wofür sie die überhaupt geputzt hatte. Sie dachte an alles, außer an schlechte Zeiten.

Und sie begann zu weinen.

Veronika Seyr

Das größte Missverständnis der Weltgeschichte

Viel ist nicht im Gedächtnis geblieben – nur ein unklares Bild und ein gemischtes Gefühl. Auch der Zeitpunkt ist eine Rekonstruktion.

Das Bild: Ich sitze auf den Schultern meines Vaters, winke und weine.

Weine und winke. Weiter drüben steht ein Zug mit Menschen und einer mit verhülltem Kriegsgerät. Das Gefühl bleibt undeutlich. Warum ich winke und weine, das weiß ich nicht mehr, und auch nicht, ob aus demselben Grund wie die Erwachsenen. Die Russen ziehen ab. Österreich ist frei! Ein ferner Klang. Gab es bei uns ein Festessen, ein Gebet, einen Gottesdienst?

Ich persönlich stand ja mit den Russen, den Besatzern, auf vertrautem Fuß.

Auf dem Weg zur Volksschule kamen meine ältere Schwester und ich am Gasthaus Kaindl vorbei, das von der Besatzungsmacht als Soldatenquartier requiriert worden war. Sie hatten wenig zu tun und lümmelten im Gastgarten herum, wenn die Schulkinder vorbei kamen. Sie erwarteten uns, geradezu freudig und sehnsüchtig, so hab ich es in Erinnerung. Immer hatten sie kleine Geschenke für uns bereit. Ein Bonbon, eine Rippe Schokolade, ein Weißbrot. Das kannten wir damals noch nicht. Die erste Schokolade und das erste Weißbrot meines Lebens habe ich von sowjetischen Besatzungssoldaten bekommen, soviel ist sicher. Und wir waren ärmer als sie. Das schönste aber war, wie sich mit uns beschäftigten. Sie brachten uns Kinderlieder und Auszählreime bei. Einen erinnere ich bis heute: *Meschdu nami durakami, jest odin bolschoi durak, raz, dwa, tri, eto werno ty. Unter uns Narren ist ein großer Narr, 1, 2, 3 und der bist du.* Man zeigte dabei mit dem Finger reihum. Das war nie böse gemeint, immer lustig und wir konnten das ohne Ende wiederholen. Vielleicht haben die russischen Soldaten die Grundlage für meine Neugier gelegt, wie sich unsere Versmaße und Reime von den ihren unterscheiden.

Die Zahlen von 0 bis 10, guten Tag und auf Wiedersehen, bitte und danke. Sie

spielten auf der Balalaika, warfen uns in die Luft und fingen uns in ihrem Kreis wieder auf, dann kamen die ersten Kasatschok-Schritte. Was für ein herrliches Leben! Wir hielten unsere Begegnungen vor den Erwachsenen geheim, denn der Kontakt mit den Russen war das strikteste von allen Verboten. Was soll's, wir hatten unser süßes Geheimnis. Was sie uns schenkten, mussten wir sofort verschlucken oder auf dem kurzen Weg bis zur Schule aus den feuchten Handflächen auflecken. Der süßeste Schulgang!

Die Eltern wunderten sich nur, dass wir so früh zur Schule gingen. Köpfe mit blonden Locken streicheln, vielleicht an Stelle ihrer lange nicht gesehenen oder noch ungeborenen Kinder. Aber das sind viel spätere Überlegungen.

Auch der Besatzungsarmee war Feindberührung – Kontakt mit der Bevölkerung – strengstens untersagt. Das Nachmittagsvergnügen spielte sich in der Öffentlichkeit ab. Genau um drei Uhr rückten die Soldaten in Formation aus der Kaserne aus, zogen durch die Stadt und durch die Zandt-Allee zur Donaulände hinunter. Dabei sangen sie aus voller Kehle die herrlichsten Lieder vom Don und der Wolga, begleitet von einem Musikzug. So prächtig schmettern konnte der Kirchenchor von St. Stephan nicht. Die Kinder liefen neben ihnen her, die mutigsten Buben hatten sich aus Holzplatten oder Ästen Gewehre geschnitzt und ahmten ihren Stechschritt nach. Sie ließen sich aber nicht aus der Ruhe bringen, das Kinn hochgereckt, der Blick starr nach vorne gerichtet, sie marschierten so geordnet und kerzengerade aufrecht wie die alten Linden in der Allee standen. Ich mochte die Volkslieder lieber als die militärischen. Sie klangen näher unseren Liedern. Slavnoje morje, svjaschtschonnj Baikal- der heilige Baikal. Eij uchjнем, stöhnen die Wolga-Treidler. Die schwarzen Augen von Moskau. Mir schien damals, dass es kein schöneres Leben gibt, als das eines russischen Soldaten.

Es muss ein seltsames Stimmungsgemisch gewesen sein, das mich bei ihrem Abzug bewegt hat. Das Gefühl kann ich nicht wieder heraufbringen, nur die Bilder, die sind eingebrannt, abfotografiert und unter der Schädeldecke gespeichert. Wir stehen auf dem Bahnhof in Tulln in einer gedrängten Menge. Es nieselt und ist kalt. Die weiter entfernten Gleise mit dem eingepackten Kriegsgerät sind im Nebel kaum zu sehen. Grau-grün gefleckte Ungeheuer strecken Rohre empor. Die ganze Stadt ist gekommen. Vor mir und rund um mich dicht an dicht gepresste Menschenleiber, Köpfe und Schultern. Ich bin sicher, dass Hüte geschwenkt werden und viele Hände zum Winken in die Höhe gestreckt sind. Vielleicht spielt eine Blasmusikkapelle, singt ein Kinderchor, schwingt ein Pfarrer das Weihrauchfass und wedelt mit dem Weihwasserbesen, vielleicht lüpfet der Stationsvorsteher

seine Kappe, salutiert und hält die rote Scheibe hoch. Los geht's, ab in Richtung Osten und bitte auf Nimmerwiedersehen. Kann leicht sein, dass die sowjetische Militärmusik noch das letzte Ständchen gibt.

Am oberen Rand des Bildes sehe ich einen Zug stehen. Aus den Fenstern und auf den Stufen hängen ganze Trauben von Männern, die ebenfalls winken und weinen. Sie schwenken Kappen und recken Gitarren in die Höhe. Die Münder sind weit aufgerissen, „Urra, urra-urra-aahh“, wahrscheinlich, denn hören kann ich sie nicht, es ist ein Stummfilm.

Die abziehenden Russen weinen, und die Tullner weinen, wenn auch aus ganz unterschiedlichen Gründen. Sie weinen gegen einander an. Oder war es doch ganz anders? Vielleicht haben die einen nur die anderen angesteckt, so wie Lachen und Gähnen ansteckend ist. Oder wissen sie schon, dass Stalin alle Heimkehrer aus dem kapitalistischen Westen sofort in Lager stecken ließ? Stalin war schon zwei Jahre tot, aber sein Nachfolger Chruschtschow war auch nicht gerade für seine Menschfreundlichkeit bekannt.

Es wird irgendwann vor dem 26. Oktober 1955 gewesen sein, an dem die ausländischen Truppen laut Staatsvertrag das Land verlassen mussten.

Warum die einen und die anderen weinten, sangen, Hüte und Kappen in die Luft warfen, verstand ich viele Jahre lang nicht und kümmerte mich auch nicht darum. Nur dass die Österreicher vor Glück weinten und vor Erleichterung – „Österreich ist frei!“ Was war vorher? Waren wir unfrei, gefangen, in Käfigen? Wir liefen doch frei herum? Aber jetzt ist alles gut. Das war das allgemeine Gefühl, das sogar die Kinder vermittelt bekamen. So wie die Angst nur ein Jahr später im ungarischen Herbst und wieder im August 1968 nach dem Ende des Prager Frühlings.

Blende, Zeitsprung zum Ende des 20. Jahrhunderts.

Ich lebte in Moskau und leitete das Kulturinstitut an der österreichischen Botschaft. Einmal wird mir ein Mann gemeldet. Er will privat mit mir sprechen. Meine Sekretärin führt einen alten Mann herein, Typ sowjetischer Rentner, flache Leninkappe, schlechtes Schuhwerk, schlechter Anzug, schlechte Zähne, eine abgeschabte Aktentasche, die vielleicht einmal etwas Offizielles beinhaltet hat. Ich nenne ihn Dmitrij Semjonowitsch Iwanow. Er stellte sich vor als ehemaliges Mitglied der 23. Ukrainischen Armee, Befreier Österreichs mit Stationierung in Baden, später in Tulln. Ich sinke in meinem Bürostuhl zurück und versuche schnell zu rechnen, vor wie vielen Jahren, von 1999 zurück zu 1955, das sind 44 Jahre.

Bilder rasen durch den Kopf. Der Zug auf dem Bahnhof. War er einer von den jungen Russen, die uns mit Bonbons beschenkt haben, uns Liedchen vorgespielt und Auszählreime beigebracht haben? Ich frage ihn das auch. Ja, möglich. Er war in Tulln, die letzten beiden Jahre, also 1954 und 1955. Ich prüfe ihn. Wo hat er gewohnt, im Gasthof in der Wilhelmstraße? Nein, er war in der Kaserne einquartiert. Sind Sie am Nachmittag um drei durch die Stadt marschiert, die Zandt-Allee hinunter zur Donaulände und zurück in die Kaserne? Das erste Ausrücken fand um 10Uhr am Vormittag statt, aber da waren wir ja in der Schule.

Ja, das war so.

Die Donaubrücke war eingestürzt.

Richtig, von den Nazis gesprengt bei ihrem Rückzug. Die Stadt schwer zerbombt mit vielen Opfern in der Zivilbevölkerung.

Ja, da gingen die Alliierten heftig drein, wegen der Raffinerien, Fehlabbwürfe.

Sie hatten falsche Landkarten.

Alles stimmt.

Sind Sie in der Zandt-Allee marschiert und haben gesungen?

Und sind Sie dabei von Kindern begleitet worden?

Ja, auch daran kann er sich erinnern.

Sie haben uns geliebt.

Ich war eines von ihnen.

Der Stolz über sein Heldenleben ließ sein Gesicht erglühen und fast jung aussehen.

Warum waren Sie so freundlich zu uns?

Wir haben den Krieg beendet, gesiegt und euch avstrizi vom Nazi-Terror befreit. Das österreichische Volk war dankbar dafür. Vielleicht nicht alle, aber man muss bei den Kindern anfangen.

Na, das habe ich anders in Erinnerung, sage es aber nicht laut.

Plötzlich werden die Bonbons und die schmelzende Schokoladenrippe in meiner Hand bitter, die Weißbrot-Semmeln sauer, die Lieder klingen falsch, die Balalaika zerspringt – war das alles nur ideologische Umerziehung der siegreichen Besatzer? Niemand sagte bei uns Befreier, niemand war dankbar, alle hatten nur Angstangstangst, manche sicher auch Hass.

Aber der Austausch von Erinnerungen ist nicht das Ziel des Besuches. Er konnte ja nicht wissen, wer hier in der Botschaft sitzt. Er öffnet seine Aktentasche und zieht ein abgegriffenes Album hervor. Avstrija 1954-1955 steht darauf in geschnörkelter Handschrift.

Die Seiten, dick wie Pappe, werden geteilt von Spinnenpapier, eingeklebte Bildchen, schwarz-weiß, klein und vergilbt. Auf den hinteren Seiten klebten Bleistift-Zeichnungen. Ich blättere schnell durch. Währenddessen murmelt Dmitrij Semjonowitsch, fast nur für sich.

Das war eine schöne Zeit, die schönste meines Lebens. Österreich ist schön. Wir waren jung, waren Sieger, die ganze Welt stand uns offen. Stalin war der Führer aller Völker.

Was will dieser Mensch jetzt von mir? 44 Jahre später.

Er zeigt auf zwei Fotos, die einen Mann zeigen, der ein Gebäude betritt. Auf einem sieht man ihn auf einer Treppe, auf dem anderen zieht er eine große Tür auf und dreht sich dabei zum Fotografen um, ein Lachen im Gesicht.

Das bin ich, erklärt Dmitrij Semjonowitsch, auf dem Schillerplatz, vor der Akademie, im Rücken das Schiller-Denkmal. Ein Genosse hat mich begleitet und mich fotografiert. Ich wollte an der Akademie studieren, ich liebte die Kunst immer schon und bin gut im Zeichnen. Das sagten sogar meine Vorgesetzten.

Jetzt ist er seit kurzem in Pension und möchte sich seinen Jugendwunsch erfüllen, an der Wiener Akademie zu studieren. Ob ich ihm da helfen könnte. Das war sein Anliegen.

Er liebt Österreich und alle seine Künstler, Mozart und Beethoven, Haydn und Schubert, Klimt und Schiele. Ein zweites Album holt er heraus mit bunten Reproduktionen von seinen Ikonen im Klimt-Stil. Eine Akademie oder zumindest eine Abteilung soll ihn aufnehmen. Ich verschlucke mich fast an meinem Tee. Er hat dazu beigetragen, Österreich zu befreien, und Österreich könnte ihm jetzt etwas zurückgeben. Aber sicher nicht einseitig, er habe ja auch etwas zu bieten. Klimt hat Ikonen gemalt, wusste es aber selbst nicht. Und die Wiener auch nicht. Das würde er jetzt gerne zu gegenseitigem Nutzen vermitteln.

Voll Beamtin, erkläre ich ihm die Aufnahmebedingungen in die Wiener Kunstakademie und dass es da keinen Kriegsbefreierbonus gibt, sondern nur künstlerische Kriterien. Die würde aber nicht ich bestimmen, sondern die Künstler und Professoren. Un-mög-lich! Nje-wos-mosch-no! Tutmirleid. otschenschalj. Ich bin am Ende meiner Nerven, gleichzeitig völlig fasziniert von dieser Zeit-

verschränkung, seiner Geschichte, die sich mit meiner kreuzt. Möglich, dass er einer von den Soldaten war, der unsere blonden Lockenköpfe gestreichelt, uns die Bonbons aus der Ration aufgespart hat, das platt gedrückte Weißbrot aus der Uniformbluse, im Garten des Gasthofes Kaindl. Wenn ich mich verdammt noch einmal daran erinnern würde, wie er hieß.

Carsten Stephan

Auf den Frieden

Heiße, lasst die Waffen sprechen,
Holt heraus das Schießgewehr,
Lasst uns feuern, lasst und stechen,
Die Natur mag's menschenleer.
Lasst die Handgranaten krachen,
Füllt das Krematorium,
Lasst uns einen Krieg entfachen,
Richtig lebt man erst postum.

Knallen fröhlich die Patronen,
Dann wird jedermann ein Held.
Auf den Kugeln der Kanonen
Reiten wir zum Sternenzelt!

Lasst den Flammenwerfer glühen
Für den warmen Segensspruch,
Lasst das Feuer lustig sprühen,
Köstlich ist der Fleischgeruch!
Atombomben auf Atollen?
Unterirdisch? Wie obszön!
Lasst und ihre wundervollen
Pilze in den Städten sehn!

Surren frisch beschwingt die Drohnen
Und das Visavis entfällt,
Jubeln wir auf den Balkonen:
Unser Blick ist unverstellt!

Doch lasst es nicht einfach krachen,
Haltet auch den Stift gezückt,
Lasst uns hier ein Kreuzchen machen,
Und es stirbt sich hochbeglückt:
Mord an wunderschönen Babys.
Heute schießen wir zurück.
Heute schmeckte der Kaffee mies.
Böse Pläne/Waffen. Glück!

Seid empfangen, Munitionen!
Was soll uns die kleine Welt.
Lasst es knallen für Äonen,
Dass der Mensch das All erhellt!

Andrea Travnik

Der alte Krieg

Von dem ich nichts wusste. Dessen Vorkriege die Gewehre und Granaten in den verheilten Händen der Menschen wissen wollte. Besonders als es hinter vorgehaltener Hand hieß „Frieden“. Der alte Krieg wurde von einer Hand zur nächsten gereicht wie das Spendenkörberl. Jeder gibt was dazu. Auch wenn er nix gibt. Auch wenn er sich was rausnimmt. Keiner wird ausgelassen.

So hatten die Urgroßeltern die Ehre und die Großeltern. Die Eltern mussten nicht mehr so viel geben – ihnen wurde reichlich geschenkt. Uns wurde der Spendenkorb erst gar nicht gereicht und doch bekamen wir mehr, als wir tragen konnten.

Der alte Krieg hätte noch für viele Generationen was übrig. Es scheint, dass die nächste ohnehin tief in die Taschen wird greifen müssen, gewollt oder ungewollt. Und da fragt man sich, ob man wollen soll, dass sie wollen oder nicht. *Ich* will das nicht. Was wird aber passieren, wenn das Körberl direkt unter ihren Nasen raschelt – vom Vordermann ungeduldig aufgedrängt, vom Hintermann sehnsüchtig erwartet?

Der Tribut allein trägt nicht Schuld. Brennen hätten viele auch so müssen. Der alte Krieg, ob hier oder woanders, groß oder klein, längst vorbei oder im Be-

griff, das Haupt niederzulegen – sein Schweigen umschlingt den Geist wie eine in Schnaps und Weihwasser getränkte grobe Decke. Da sollte nichts durchkommen.

Zur Sicherheit: Über die Münder legt sich eine sanfte Hand, bedächtig. Nur ruhig, sshhh, dir kann nichts passieren. So kann nichts passieren. Aber: Wenn sich zwei anschweigen über den Verbleib ihrer Schmerzen und das Leben passiert mit ihren Lieben und Kindern und Elternsprechtagen und Möbeln und dem Kochen und dem Kochlöffel – da kann es passieren (in den sogenannten „entscheidenden“ Momenten), dass die die dünnen Lippen versiegelnde Hand unvermittelt ausschlägt und ihr Gegenüber trifft. Einem Dolch gleich ins verborgene Schmerzkästchen spießt.

Da reizt es einen sehr, die staubigen Stimmbänder freizuhusten, um die von trockenen Sandstürmen versiegelten Truhen – es ist doch einiges zusammengekommen – gleich selbst aufzubrechen. Wäre das so schwer? Es begänne mit einem Wort, die Wunde wäre freigelegt, der alte Krieg sichtbar und der Kampf ein fairer.

Die Siegel sind aber glatt gemorpht und Erschütterungen richten wenig aus. Der alte Krieg ist eingebettet in den entlegensten Plätzen im Körper. Stunden und Tage ist er dort geblieben – in der Gallen-Öde herrscht eine eigene Zeitrechnung. Bald schon ist es nicht mehr möglich, ohne groben Eingriff, in die Muskelfasern des Hinterkopfes zu dringen, zu bergen, was einen ausmacht. Auch zu dem macht, was man ist. Endlich ausmacht, was da noch ist.

Unikale Schmerzkästchen liegen unachtsam, halb aufgebrochen, halb verborgen, gedrängt ins Vergessen, eines besonderer als das andere. Rar und gemein. Der Frieden webt sich indes ungeschickt in die Atmosphäre, dann und wann fällt sein Schleier auf unsere müden, aber offenen Augen.

Gerlinde Voglhuber

Der Friede

Der Friede
lässt sich schwer
in Worte kleiden.
Wo er hintrifft,
verhallt das Geschrei.

Am ehesten Verwandtschaft
zeigt er
mit der Liebe.
Ein liebend Herz
nur Frieden kennt

Christa Wagner

An meinen Vater

»Ich schreibe dir diesen Brief, weil ich dir vieles sagen will, was ich dir schon längst hätte sagen sollen, meine Angst vor deinen Reaktionen mich jedoch davon abgehalten hat.

Vierzig Jahre lebten wir nebeneinander her, ohne uns jemals über unsere Wünsche, Sehnsüchte, Ängste, Schmerzen oder Zweifel auszutauschen. Niemals redeten wir darüber, was uns im tiefsten Inneren bewegte.

Wie dieses Nebeneinander Tag für Tag abgelaufen ist, brauche ich dir nicht zu sagen. Das weißt du selber.

Aber lass dir von mir erzählen.

Die anfänglichen Schwierigkeiten zwischen uns, die damit begannen, dass du als wildfremder Mensch, den alle meinen Vater nannten, in mein vierjähriges Leben eingedrungen bist, sind in späteren Jahren in Aggressionen und offene Ablehnung gegen dich übergegangen.

Das Wort »Vater« hatte für mich damals keine Bedeutung. Ich kannte es nicht.

Du kamst nach einer harten und entbehrungsreichen Zeit in der russischen Gefangenschaft, jung an Jahren aber als alter Mann, nach Hause zurück zu deiner

Frau, um nach diesem fürchterlichen Krieg ein neues Leben zu beginnen. Leider trafst du hier auf ein sehr aufmüpfiges kleines Mädchen, das dir partout den Respekt verweigerte, den du verdient hättest und den dir alle Menschen in deiner Umgebung entgegen brachten. Weder Schläge noch Bestrafungen schienen zum Erfolg zu führen. Ich war ein schwieriges Kind.

Ich habe nicht verstanden, dass ich plötzlich Dinge machen musste, die ich weder kannte noch jemals gemacht habe. Ich war gewohnt, meinen Alltag alleine zu gestalten und zu bewältigen: mit einer Gruppe von Kindern meines Alters auf der Straße zu spielen, mich in Pfützen und im Schlamm zu suhlen, die Bauernhöfe nach Abenteuern durchsuchen und erst kurz vor einbrechender Dunkelheit nach Hause zu eilen.

Meine Mutter, Großmutter und Tante hatten keine Zeit für mich. Sie waren mit dem täglichen Überleben beschäftigt ohne die Unterstützung starker männlicher Hände, mit Arbeiten auf dem Feld, mit der Aufzucht von Hühnern und Schweinen, mit dem Einbringen der lebensnotwendigen Ernten, Getreide und Früchten. Das war harte Arbeit, abends fielen sie wie tot ins Bett.

Die Straßen, auf denen wir spielten, waren ungefährlich. Ganz selten quälte sich ein Auto durch den zähen Schlamm der Hauptstraße des Dorfes, umringt und verfolgt vom Großteil der Bevölkerung, immer in der Hoffnung, einen sehnsüchtig erwarteten Heimkehrer in die Arme

schließen zu dürfen.

Die Menschen auf den schweren Waffenrädern wichen uns aus, wenn sie nicht gar im Schlamm stecken blieben. Die von zwei Kühen gezogenen Fuhrwerke bewegten sich so träge dahin, dass wir genügend Zeit fanden, uns rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Das ganze Dorf war unsere Spielwiese.

Als du kamst und das Kommando in unserem Haus übernahmst, änderte sich plötzlich alles für mich. Von einem Tag auf den anderen musste ich pünktlich zuhause sein, meine Spiele unterbrechen, wenn Mutter mich rief, ohne Rücksicht darauf, in welchem Spiel ich mich gerade befand. Weigerte ich mich oder gab ich Widerworte, holtest du selbst mich mit einer Tracht Prügel vom Sandkasten weg, damit ich Mutter bei der täglichen Hausarbeit zur Hand ging. Denn Mutter fiel von einer Krankheit in die andere. Es müssen, wie du einmal einem Besucher geraten hast, an die dreiunddreißig Krankheiten gewesen sein, an denen sie über die Jahre gelitten hat. Selbst die Freunde, mit denen ich spielen durfte, hast du für

mich ausgesucht. »Zeige mir deinen Freund und ich sage dir, wer du bist« – hast du mir vorgebetet.

Ich begann allmählich, mich gegen dich und dieses Leben zu wehren. Für drei Tage verlor ich mein Gehör. Ob ich wirklich nichts hörte, kann ich nicht beschwören. Ich weiß nur, dass ich deine Befehle nicht verstand. Ob ich sie nicht verstehen wollte? Der Arzt konnte an meinen Ohren nichts Krankhaftes feststellen.

Es folgte ein jahrelanger zermürender Kampf um meine Selbständigkeit. Ich wollte und konnte deine Verbote nicht akzeptieren. Ich erinnere mich, wie oft du mir wegen meines schlechten Benehmens die Schuld für den Streit mit Mutter gabst. Gleichzeitig machtest du auch sie für den Streit verantwortlich, weil sie mich nach deiner Meinung in der Zeit, als du noch in Sibirien in der Gefangenschaft warst, schlecht erzogen hätte. Um den Strafen zu entgehen, begann ich zu lügen. Ich kann dir versichern, dass ich es zur Meisterschaft im Lügen brachte und mich sogar noch dafür bewunderte.

Du hast mir verboten, in deiner Abwesenheit Radio zu hören und die wöchentliche Zeitschrift zu lesen, die in der Konsole im Fach unter dem Radio lag.

Glaub mir, ich habe jede Zeitung gelesen. Woche für Woche fieberte ich der neuen Ausgabe entgegen, nach den Fotos auf den Titelseiten, Liz Taylor und Rita Hayworth mit ihren verboten schönen Gesichtern mit den leicht geöffneten Lippen und den langen in großen Wellen herabfallenden Haaren. Das konnte ich mir nicht entgehen lassen! Ich schaltete auch das Radio ein. Was leider mit großem Stress verbunden war, hörte ich doch wegen der Lautstärke kaum, wenn sich deine Schritte der Küche näherten.

All diese Verbote hat mir Mutter überbracht. Viele Jahre lang quälte ich sie mit Vorwürfen, da ich den Eindruck hatte, sie würde sich zwischen dich und mich stellen, um den direkten Kontakt zu dir zu vermeiden. In Wahrheit war sie, wie es mir leider erst sehr viel später zur Gewissheit wurde, eine leidgeprüfte Frau, die von allen Seiten attackiert wurde. Von meiner, weil ich den Verdacht hegte, dich als unantastbare Autorität nicht mit unseren alltäglichen Fragen und Sorgen belästigen zu dürfen, von deiner Seite, weil sie nicht jeden deiner Befehle genau so ausführte und weiter gab, wie du ihn gerne gehabt hättest. Was nicht selten zur Folge hatte, dass es oft zu Missverständnissen und lautstarken Streitereien kam und du dich daraufhin bis zu drei Wochen in Schweigen hülltest. Dieses tödliche Schweigen war schwer zu ertragen. Wie lebende Tote schlichen wir in diesen Tagen im Haus umher.

Mutter hatte oft Mitleid mit mir. Trotzdem führte sie deine Befehle so gewissenhaft aus, wie sie nur konnte. Sie saß neben mir auf dem Schemel, eine ganze Stunde lang, und passte auf, dass ich nicht aufstand, während ich auf einem Holz-scheit knien und mitanhören musste, wie den Kindern im Nachbarraum eines Klassenzimmers ein Film gezeigt wurde. Was einer zusätzlichen Strafe gleichkam, denn wir Kinder waren verrückt nach den bewegten Bildern und Abenteuern eines Laurel und Hardy oder Charlie Chaplin, die uns aus unserer alltäglichen Tristesse für wenigstens eine unbeschwerte Stunde im Jahr befreiten.

Wir sollten das Geigenspiel nicht vergessen. Du blühtest auf, wenn du auf dem Harmonium oder der Geige deine sentimentalischen Lieder spieltest. Dann schienst du in einer anderen Welt zu sein. Dein Bruder Richard und du spieltet stundenlang oft bis tief in die Nacht hinein eure Lieblingsstücke. Einer versuchte den anderen an Lautstärke zu übertrumpfen. Unser Schlafzimmer lag nebenan, aber an diesen Abenden war an Schlaf nicht zu denken. Neben Klavier und Geige beherrschtest du auch Flöte und Orgel. Du bist ein Naturtalent, das muss ich neidlos eingestehen, leider war ich es nicht. Du hast lange gebraucht, dies zu akzeptieren. Zuerst schicktest du mich in die Musikschule zu einer Lehrerin, die mir Angst einjagte. Mächtig, groß und dick, mit wulstigen Lippen und rollenden Augen stand sie vor mir und tadelte mich mit ihrer schrillen Stimme und ihren bösen Augen. Ich hatte nicht geübt. Wo sollte ich auch üben? In der Küche, in der sich die ganze Familie aufhielt? Zwei kleine Geschwister, meine Mutter schlafend auf dem Ottoman, du vor deinem Schreibtisch sitzend und Schularbeiten der Schüler verbessernd. In diesem Raum wurde gekocht, gebadet, gegessen, geschlafen. Da war kein Platz, um Geige zu üben. Vor der Stunde in der Musikschule habe ich mir die Fingernägel abgebissen, damit es aussah, als hätte ich geübt. Nach vier Jahren quälenden Geigenunterrichts kauftest du mir eine Ziehharmonika. Du hast eingesehen, dass du dein Geld für den Geigenunterricht zum Fenster hinaus geworfen hattest.

Heute wundere ich mich darüber, wie ich es geschafft habe, dieses Monstrum einer Ziehharmonika von zu Hause zum Bahnhof, von der Bahn zur Schule, nach dem Unterricht im Gymnasium wieder zum Bahnhof, weiter zur Musikschule und endlich nach Hause zu schleppen. Ein ganzes Jahr habe ich diese Tortur mitgemacht. Ich verstehe ja, dass du als musikbegeisterter Lehrer nicht so schnell bereit warst, eine Tochter zu akzeptieren, die eine Abneigung hatte gegen das, was dir so überaus wichtig war. Du hast mich undankbar genannt. Für mich war es Befreiung. Zurück blieb eine beschädigte rechte Schulter.

Ich hasste deine Ausflüge mit dem Motorrad, auf dem du dich besoffen nach einem Streit mit Mutter nachts davon gemacht hast. Stundenlang lauschten wir in unseren Betten auf das bekannte Geräusch und schliefen erst erleichtert ein, als das Motorrad in der Garage stand.

Du bist nach einem Streit nicht nur mit dem Motorrad weggefahren, du bist auch auf den Kirchturm geklettert. Um angeblich die Glocken zu stimmen. Du warst ein schwermütiger Mensch, nie habe ich dir diese Ausrede geglaubt. Ich saß vor dem Haus gegenüber der Kirche und beobachtete das höchstgelegene Fenster im Turm. Stundenlang. Du bist nicht gesprungen. Dafür danke ich dir heute.

Was hätten wir ohne dich gemacht? Mutter hatte keinen Beruf, sie war Hausfrau. Bei allem Ärger und Frust über dich und aller Angst vor deinem gewalttätigen Jähzorn, hast du uns das Überleben garantiert, allen Kindern ein Studium ermöglicht und uns mit vielen Geheimnissen der Natur und der Technik vertraut gemacht.

Danke,
deine Tochter«

Ich musste endlich wagen, meinem jähzornigen, mich quälenden Vater die Stirn zu bieten für mein eigenes Seelenheil. Und das Risiko eingehen, gleichzeitig meine eigene Rolle ungeschönt zu offenbaren.

Er sollte die Chance erhalten, darauf zu reagieren.

Wird er sich melden? Wird er die richtigen Worte finden, auf die ich mein Leben lang gewartet habe? Wird er schweigen? Oder wird er den Inhalt des Briefes abwerten? Sagen, was soll der Scheiß?

Der Brief wurde abgeschickt. Keine Reaktion. Wochenlang. Ist er überhaupt angekommen?

Besuch im Elternhaus. In den großen Ferien. Die Atmosphäre unverändert. Glücksmomente wechselten sich ab mit Ausdruck von Unzufriedenheit, Ungeduld mit Hilflosigkeit.

Kein Wort zum Brief. Drei Wochen lang. Am Ende Enttäuschung? Ja. Es war wie immer, ich kannte das. Null Reaktion, wenn es um Gefühle ging. Wie konnte ich nur etwas anderes erwarten?

Hallo, er war mein VATER!!!

Zum Abschied ließ er es sich nicht nehmen mich aus dem Haus zu begleiten. Hastig und leise zwischen Tür und Angel strömten die Worte aus ihm heraus:

»Christa, das war der schönste Brief, den ich je in meinem Leben erhalten habe.«

Vor mir stand ein Mensch, der sich nie erlauben durfte, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Der schlagende, jähzornige Vater fiel zusammen wie ein Kartenhaus, übrig blieb die Offenbarung einer verletzten Seele. Er hatte keine Macht mehr über mich, gerade deshalb kam er mir sehr nahe. Ich sah sein Leben vor mir, die ärmliche Kindheit voller Entbehrungen, nie genug zu essen, Krieg, den er hasste, Qualen, Schläge, eisige Kälte in Sibirien, dreimalige Flucht aus den Lagern.

In Frieden leben wollte er, sonst nichts. Mein Widerstand schmolz dahin wie Schnee in der Sonne.

Ein neues Gefühl, Frieden, breitete sich aus zwischen uns. Es währte bis zu seinem letzten Atemzug und darüber hinaus bis zum heutigen Tag.

Josef Wagner

Friede: der Grund-Satz

Allegro assai

Innerer Krieg zum Zwecke des inneren Friedens geführt und gewagt: nun, das wird den Vorteil haben, dass der Kriegsschauplatz übersichtlich ist, da das Kriegstheater sich im Inneren des Bewusstseins abspielt und (kausal) abspult, wobei das immer noch sehr kompliziert sein kann, wie man ja überhaupt erst Ordnung im eigenen Hause machen soll, da wird man, um Athen zu erreichen, einiges an Sparta brauchen und investieren müssen, „willst du den Frieden, dann rüste zum Krieg“? wie man ja überhaupt darangehen könnte, die effizienten Methoden eines MACHIAVELLI oder MOLTKE oder VON ROON oder – wenn Sie so wollen, aber das werden Sie nicht wollen, jene des organisierten Verbrechens in den Dienst des Friedens, der guten Sache zu stellen darangehen könnte, ja darangehen könnte, für das Gute mit der Entschlossenheit und Durchschlagskraft des Bösen entscheidend und wirksam tätig zu werden, und zwar ganz einfach pragmatisch-praktisch, wobei ich Ihre Einwände wohl höre und würdige, ich bin ja nicht taub; denn im eigenen Hause Ordnung zu machen, wird wesentlich zur eigenen Zufriedenheit beitragen und dazu verhelfen, dass man sich aufrichtig selbst

lieben kann, was ja als unabdingbar notwendig erscheint, wenn man in den alles heilenden, alle Probleme lösenden, großen so schlichten wie klaren Grundsatz des Menschheitslehrers JESUS von Nazareth, des historischen Christus, von dem WELLS in seiner A Short History of the World überzeugend sagt: „there was a man“ – wenn man in diesen Grundsatz Liebe deinen Nächsten wie dich selbst – ernsthaft eintreten will:, indem wir uns hier bewusst auf den immanenten Teil des großen Gebotes beschränken, das ja so deutlich – ich sage es noch einmal – sagt oder impliziert oder schlüssig verlangt, dass man erst einmal sich selbst lieben können müsse, ehe dieser völlige Grund-Satz von Moral *und* Ethik zum Tragen kommen kann, da dieser ja unmissverständlich sagt, man solle den Nächsten lieben *wie sich selbst*, und da kann es somit zu einer guten Wirkung offenbar nur dann kommen, wenn man erst einmal sich selbst liebt, *sich selbst lieben kann*, mit sich selbst im Reinen ist, im eigenen Haus Ordnung gemacht hat und mit sich in Frieden lebt, worauf dann, aber wir sagten es schon, aber das kann nicht oft genug gesagt und wiederholt werden, wie BEETHOVEN in seiner die Transzendenz eröffnenden Musik seine Sache, Wiederholungen nicht scheuend, solange sagt und wieder sagt, bis sie gehört wird, wenn auch vielleicht auch nur von denen, die mit dem Worte „wer Ohren hat zu hören, ...“ gemeint sind, worauf, auf welcher Basis, auf welchem Fundament dann eben der Hauptteil des Grundsatzes des großen Menschheitslehrers: eben das „Liebe deinen Nächsten“, erst wirksam aufsetzen kann, wobei nun allerdings WOBEL NUN ALLERDINGS – und das ist vorhersehbar – und zwar auf meine zweite Beobachtung und Feststellung hin – sie kommt gleich –, warum denn, da doch die Welt immer voll Krieg war und ist, keiner oder kaum einer den Grundsatz eingehalten und verwirklicht habe bis hin zu den ach so katholischen k.u.k. Königen und Kaisern und den nicht fehlenden weil unfehlbaren Päpsten, denken Sie bitte nur in willkürlicher statistischer Auswahl diagonal an das namenlose Elend des Dreißigjährigen Krieges, an die Gräu- el der Bartholomäusnacht, an die Verbrechen in den Konzentrationslagern der Nazis, Stalins Gulags; an die Hungerblockade Leningrads, für mich immer noch DOSTOJEWSKI'S Stadt mit hölzernen Häusern und Bränden, Hungerblockade durch die Deutschen 1941, es soll zu Kannibalismus gekommen sein, es war zu entscheiden, soll das Kind leben, dann muss seine geliebte Katze geschlachtet werden, die Deutschen: dieses Volk der Richter und der Henker, aus dem der Dichter und Denker ziemlich flächendeckend mutiert, ist das dürr und matt? Doch wenn nun allerdings – DOCH WENN NUN ALLERDINGS auf die Feststellung des Gegensatzes und Widerspruchs zwischen dem Grundsatz des Gründers und der Empirie der historischen Realität hin jene Pragmatiker und Realisten an- und zu-

strömen und mich kindlicher Naivität und hinterhältiger Blauäugigkeit zeihen und mit den Worten bezichtigen: „Schon mal was von HERAKLIT gehört: Krieg Streit, plemos als der Vater der Dinge (wobei mir die journalistischen Ungeheuerlichkeiten der „Mutter aller Schlachten“ und der „warlords“ unangenehm einfallen und angenehm Karl KRAUS‘ Schiedsspruch über die „Journaille“) , und wenn Sie von Heraklit nicht gehört haben, so könnte er, der Pragmatiker und Realist, fortsetzen, was ja immerhin einige Zeit zurückliegt, so werden Sie doch wenigstens von DARWIN und dem „struggle for life“ gehört haben, wonach dieser Pragmatiker und Realist nun inhaltsreicher hinzufügt: Beachten Sie auch die Vorteile, das cui bono, die erzieherische Kraft des Militärs und des Krieges besonders für die Jugend und die auf ein Ziel hin einigende Kraft des Krieges und Sieges, seine Diversifikationsfunktion vom Existentiellen weg und weg von den echten Problemen, seine Ermöglichung von Karrieren, bedenken Sie, was LAMARTINE ziemlich nach 1870 zur Friedensmüdigkeit gesagt hat, „La France s’ennuie, Frankreich langweilt sich, bedenken Sie die Rechtfertigung der Heere und der Herren Generäle (BENN „Und immer stand dahinter ein General und sagte Jawoll“), die Rechtfertigung der Rüstungsausgaben, – dignum et justum est – unter dem Götzen des nationalen Sicherheitsinteresses, der alle mundtot macht, vor ihm liegen alle im Staub, reflektieren Sie die Lust und das Wohlbefinden der Rüstungsaktionäre, die gewaltigen vested interests des militärisch-industriellen Komplexes, der GALBRAITH Sorge macht, andererseits auch die Innovationskraft des Krieges, die ästhetisch-erotische Lust erekter Raketenbatterien und pfeilschnell flitzend zwitschernd abschießender Jets und Torpedos, braunviolette schwarze Schattengebilde um Waffenhandel, Terror und seine Finanzierungen aus Drogen-, Menschen-, Organhandel, alle diese Kriegsgewinner, Chaosprofiteure, Krisenarchitekten und -ingenieure, Schleicher, Schmeichler, Meuchler, Eiferer, Geiferer ,Geier, Greifer, freche Opportunisten, die mit ihrem Pfund wuchern, so gut und so lang sie können, – wenn Sie das alles kaleidoskopisch Revue passieren lassen, wobei Sie durchaus, wie mich eben jetzt, ein Schwindel ergreifen kann, dann werden Sie doch ohne weiteres die Naivität Ihrer Frage, warum Jesus oder Kant nicht gehört wurden und werden, einsehen und zugeben, sagte er, dieser Pragmatiker und Realist (BENN „Erkenne die Lage!“), – wobei jedoch – WOBEL JEDOCH! alle diese realistisch-pragmatischen Einwände, die ich – als eine Vorhut des Bösen?, durchaus des KANTschen radikalen Bösen oder besser des Schlechten? Denken wir in einem Seitenblick an NIETZSCHE, an- und zuströmen sehe und höre, wobei jedoch – alle diese Faktizitätsargumente, die mit der „normativen Kraft des Faktischen“ auftretend an einer neuen Mystik basteln und bauen, wobei alle diese

Einwände und Bedenken die einfache, klare, schlichte Solidität des christlichen Grund-Satzes des „Liebe deinen Nächsten“, wenn ich vorerst nur seinen immanenten Teil betrachte, meines Erachtens nicht zu erschüttern vermögen. Denken Sie nur!: eine Menge zu tun.

**

*

Arioso sostenuto ridente

Die elegante Mittvierzigerin, mit vollem Haar: Edelkastanie, fallweise Tizianrot und in einem sandfarbenen knappen Kostüm, das sie trefflich füllte, die goldbraunen Beine den straffen Rock, die Malerin Andrada Tommaselli – sie arbeitete viel in Acryl und verfertigte Textilcollagen, indem sie etwa ausrangierte alte Ledermäntel neuer Nutzung zuführte, die sie dick und pastos und vielfarbig tränkte –, (auch hielt sie sich im Studio: „ladies shape paradise“ fit und man konnte ihr beim Nordic Walk im Wiener Wald begegnen), diese fröhliche Frau sprach, indem sie die feingezeichnete Braue hob, die Worte:

„Da haben Sie an Kant gedacht!? Zum ewigen Frieden?“

„Ich gebe es zu. --- Wissen Sie, Kant tritt dem historischen Jesus, der da sagte: „Selig die Friedfertigen, denn ihrer ist das Himmelreich“ – mit detaillierten praktischen Anweisungen zur Seite. Das geht bis zu Einzelheiten wie der hübschen Abweisung der *reservatio mentalis* bei Verträgen, Abweisung des geistigen Vorbehalts, der Tücke.“

„Lösen Sie das Satzungenetüm und Wortungestüm in einfache Sätze auf, in JÜNGERsche, in denen die Verben leuchten. Und –“, setzte sie hinzu „noch feilen!“

„Das wird sich machen lassen. Das passt mir. Ich bin – partiell versteht sich – ein Jünger Jüngers. Doch vorher hole ich Atem und“ – nun lächelte er wie ein Kind – „und stelle fest, dass ich mich lieben kann“

„Das ist Ihre Sache. Das interessiert hier nicht sonderlich“

Sonderbarer Kauz, dachte die elegante und fröhliche Frau: ein Sonderling? Jedenfalls ein Sonderfall! Und: primärer Narzissmus? JUNG, durchaus nicht FREUD los? --- Er dachte unter Rücknahme aus ihrer gepflegten Hand des nunmehr geadelten Blattes, dass die Nächstenliebe oft schwer falle, mitunter aber auch leicht sei wie eine Feder. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan/ kein Ende zu denken; fang‘ an!

Essays zum Frieden

Matthias Mander

Drei Anmerkungen als kleiner Diskussionsbeitrag zum Thema Friede

1

5 Milliarden Jahre nach dem Urknall – also vor 10 Milliarden Jahren – begannen sich im Universum mehrere hundert Milliarden Galaxien zu formen. Eine davon unsere Milchstraße aus 100 Milliarden Sternen, einer davon unsere Sonne. Deren Planetensystem mit unserer Erde ist heute 4,5 Milliarden Jahre alt, weitab vom galaktischen Zentrum, astronomisch ziemlich stabil.

Steine, Schlacken, Salze, Zucker, Säuren und Basen, Wasser, Wärme ermöglichten hier in 2 Milliarden Jahren das Entstehen lichtverarbeitender Gebilde, die für einen neuen Ordnungszustand Kräfte durch Osmose aufnehmen, zur Selbstorganisation und befristeten Verteidigung im molekularen Chaos: Archaeen, Progenoten. Einzeller mit Stoffwechsel, Ortswechsel, Zielstreben. Das mit anorganischen Substanzen angereicherte Wasser durchströmte sie, ermöglichte biochemische Reaktionen; Glucose, Aminosäuren, Basen, Enzyme entfachten metabolisches Innenleben: „Das Leben entkam dem Gestein, als es eine Zellmembran entwickelte ...“

Weitere 2 Milliarden Jahre später – also vor nunmehr 500 Millionen Jahren –, die Zellen haben inzwischen gelernt sich spezialisiert zu Kolonien zu sammeln, als Vielzeller, Metazoen, diversifiziert in Meeresalgen, Schwämme, Korallen, Amphibien, Fische, Gliederfüßer, Landpflanzen, Insekten, Reptilien ... Dieser organische Aufbruch gelang den frühen Zellen durch eine dramatische Maximierung: der Prozess vitaler Umwandlung war nicht mehr einzelnen Zellen auferlegt, sondern diese bezogen Kraft aus als Fertignahrung genutzten, anderen Zellen!

Die Lebensexplosion ist also gekennzeichnet durch die universelle Ausbildung hocheffektiver Metazoen – bis hin zu Vormenschen vor 60 Millionen Jahren mit seinen 100.000 Milliarden spezialisierten Zellen! – Zellverbände also, die einander als Kraftfutter nachstellen. Sie verarbeiten nicht mehr Eisen, Nickel, Schwefel, Kohlendioxid, Wasserstoff, Selen um Leben zu generieren, sie konsumieren reife

Pflanzen und Tiere, sie sind Raubwespen, Jäger und Sammler, später Züchter und Säer, dann Sklavenhalter und Sklaven, Massenproduzenten und -verbraucher in diversen Nahrungs- und Befehlsketten ...

2

Diese universelle Lebensbedingung – in die wir ohne individuelle Schuld, dennoch tiefenpsychologisch verstrickt sind – erbringt zwar vielfältige Lebensformen einschließlich unserer Gattung und deren Alimentation. Doch bietet diese Bedingung nicht die Stabilität anorganischer Gebilde wie etwa von Gestein. Vielmehr belastet uns die Ahnung latenter Schuldigkeit angesichts existentiellen Schmarotzertums. Solche daseinsbestimmende Instabilität verlangt fortwährend sinnstiftende Anstrengung: Gesellschaftsordnung, Politik, Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Pietät, salvierende Erzählungen. Das ist die Folge, der Preis für die kannibalistische Disposition der gigantischen, den Planeten bedeckenden Zellausbreitung².

Aber: Diese Einsicht schmerzt. Sie beleidigt den Gerechtigkeitssinn. Die Kulturgeschichte ist voll Zeugnissen von genau solcher Leidabwehr. Frühmenschen warfen deshalb ein gutes Stück des erlegten Wildes in den Wald zurück! Sie malten in tagelanger meditativer Arbeit die Gestalten der Jagdtiere an die Höhlenwände! Sie entwickelten in allen Kulturkreisen Opferrituale, bis hin zu Menschenopfern, die das tief empfundene Ungleichgewicht beheben sollten, erst durch differenzierte Kulturen sublimiert und symbolisiert. (Exkurs in einem Fragesatz: Woher nahm wohl die Evolution diese exterritoriale Qualität?) Sensible Individuen spüren das noch heute, enthalten sich ungebührlichen Verzehrs, herrschen nicht, sondern dienen, stehlen nicht, sondern hegen, pflegen und sparen, nehmen weniger als sie geben. Der Erbsünde begriff in all seinen kulturprägenden Ausformungen – bis zu Almosen oder Erntedank – erwächst aus dieser selbst-qualifizierenden Beunruhigung.

Angesichts von 5000 Jahren überwältigender Welt-Literaturgeschichte könnte die Meinung aufkommen, alles ist doch schon erkannt, benannt, beschrieben, warum hört diese Anstrengung nicht auf? Weil unsere Doppelwelt-Seinsweise ihr besonderes Sollen impliziert. Culpa ist ein menschliches Existenzial: Zugleich

2 M.M., Die Holschuld (Roman) 2013, S. 325: Ist es Ihre brennende Sorge, wir fänden nie eine beständig gerechte Lebensweise? – Zuweilen frage ich mich, wie vor einer Jahrmilliarde die ersten Zellklumpen der Versuchung erlegen sind, die Mühe eigenen Stoffwechsels zu meiden, stattdessen andere Zellklumpen zu fressen? Ihr Leben also nicht durch Umwandeln nahrhafter Stoffe zu erhalten, sondern durch Einverleibung anderen Lebens zu übersteigern? Unleugbar bin ich selbst Ergebnis dieser Art von Lebensbeschleunigung! Aber wohin verweist der Schmerz bei diesem Gedanken? Wird der Durst nach Gerechtigkeit jemals gelöscht? Oder ist er selbst schon – durch den ihm innewohnenden Selbsteinsatz – die Mitte des Lebendigseins? Immerhin ist eines der letzten Worte des Gekreuzigten: „Mich dürstet!“ Und mit dem ihm ins Gesicht gepressten Essigschwamm war diese Klage nicht behoben.

schwerste Bürde, aber auch – je nach Bewältigung – Grund der Würde, der Bewertung. Ohne fortgesetzte genaueste Verwaltung unserer Zweifelhaftigkeit, ohne Daueranspannung für ein Zurechtfertigendes wären wir nicht derart am Leben, nicht in diesem reflektorischen, diesem bewussten, ja überbewussten, im Glücksfall sogar selbstkritischen Leben ... (Wir handeln nicht nur wissentlich, wir beobachten und bewerten zwanghaft das Handeln oder Unterlassen superstrukturell weiter – ohne stabiles Endergebnis bisher.)

3

Schon im Gilgameschepos, 2800 v. Chr., geht es im Zusammenhang mit Unsterblichkeitsstreben um Mauerbau: Seit den Hochkulturen Babylons, Ägyptens, des römischen Reichs, den hiesigen mittelalterlichen Burgen und Städten sowie Alt-Chinas 6350 km langen Wallbauten bis zur Berliner Mauer 1963 bis 1989 – siehe Totalitarismus! – oder der blasphemisch „Friedensmauer“ genannten 21 km langen Betonteilung von Belfast seit 1969 zwischen Katholiken und Protestanten, die beide jeden Rückbau ablehnen. Ebenso wie sich Israel von Palästinensern mit 759 km Riesengemäuer abtrennt, 2018 sogar durch eine 65 km lange Untergrundmauer gegen Terrortunnels ergänzt. Hier noch der Hinweis auf die aktuelle schändliche Mauerbaudrohung an Mexikos Nordgrenze. Sprach- und Ideenlosigkeit, Ohnmacht vor Angriffigkeit, aber auch Überheblichkeit, Introversion treiben zu Mauerbauten, zur Härte von Gefels, zur vermeintlichen Unempfindlichkeit des Anorganischen. Freilich: Sterile Stabilität bewirkt Abschottung, Selbstlähmung, Verdummung, blinde Gewalt – eben kein Lebensoptimum beiderseits der Mauern.

(Fragesatz-Exkurs: Hätten friedliche chinesische Bauern statt die Mauer zu bauen die räuberischen Reiterhorden zur fleißigen Landarbeit bekehren können – durch Martyrium und Predigt? Wäre den Warschauer Juden durch irgendeine heiligmäßige Tugend die Ghettomauer erspart geblieben? Das sind rhetorische, aber nicht polemische Fragen, selbstverständlich zu verneinen. Sie klären aber das unverzichtbare Ziel unseres Denkens, denn Anerkennungssucht und Machtgier vergießen menschliches Blut: Das Böse und seine Mechanismen zu erkennen und zu überwinden, beginnend mit je eigener Schuldeinsicht für Tun und Unterlassen.)

Der Wunsch nach Dauer braucht ein anderes Wort, ein treffenderes Bild als „Mauer“, ein intelligenteres Narrativ: Das Wort heißt Fließgleichgewicht! Das Bild hierfür sind offene Systeme, durchlässige Strukturen, lebende Organismen oder diesen nachgebaute Konstrukte materieller oder immaterieller Art, deren Bauteile selbsttätig Energien oder Informationen zu ihrer Selbsterhaltung steuern

können. Wandernde Bäume und Wälder; Ortungssysteme der Zugvögel, Wogenschläge ausgleichende Schiffe, selbstlernende Computerprogramme, automatische Brandmelder mit Löschanlagen, Ordnungsregularien, entscheidungsführende Ethikregeln, internalisierte Gebote.

Das Narrativ für Fließgleichgewicht ist das vierdimensionale Kontinuum der Welt – fortwährende Energieentfaltung in Höhe, Länge, Breite, Zeitablauf ... voll Anpassungs- und Verbesserungsfähigkeit. Denn der 2. Hauptsatz der Thermodynamik lautet: „In einem sich selbst überlassenen System wächst nicht die Ordnung, sondern die Unordnung.“ Ohne ständig zugeführte Energie und Information herrscht überall Abwärts- statt Aufwärtsentwicklung. (Anmerkung: Die Energierechnung der Sonne könnten wir nie bezahlen!)

Fließgleichgewicht verlangt korrekte Informationsverarbeitung, nicht von zynischen Interessen und blinden Leidenschaften gedrängte Polemiken, also Lügen. Doch wie wenig achten wir im Alltag auf unser und anderer Menschen Leben! Albert Schweitzers „Ehrfurcht vor dem Leben!“ steuert uns nicht. Unterrangige, ja abwegige Motive treiben uns durch die Jahre auf gieriger Jagd nach windigen Vorteilen oder auf der Flucht vor sorgfältiger Lebensbewahrung oder gar -förderung für alle. Entscheidungsvorrang für Ichsucht, Macht, Gewalt, Ungeduld, Ver-Genügen, Eitelkeit, Faulheit. Aller Schaden kommt von Abwehr der herausfordernden Irritation oder besser gesagt der kreativen Stimulation unserer Gattung – symbolisiert im Gleichnis des Laufvogels „Kasuar“ – der lebenslang mit verkümmertem Gefieder im Unterholz scharrt statt den Ahnungen seiner Flugseele zu folgen³ ...

Die höchste Information hierüber wäre ja schon formuliert: „Wer (nur) sein (eigenes) Leben gewinnen will, wird es verlieren“ (nach Matth.16:25; Joh. 12:25; Mark. 8:35; Luk. 17:33). Wer sich an Idole verausgabt, gewinnt das Leben nicht.

Eine literarische Rede? Ja. Aber keine Illusion, sondern die alles entscheidende Vorgabe.

Die unbelebte Evolution dauerte 10 Milliarden Jahre, die sich belebende 5 Milliarden, aber davon die Kulturgeschichte des Menschen erst einige zehntausend Jahre, davon die kulturell-philosophische 3000, die wissenschaftliche 500 Jahre. Verbreitetes weltweites Bewusstsein, organisierter Altruismus, Kooperation

3 M.M., Der Kasuar (Roman) 1979, S. 402 ff: Hartfedrig, ledrig, unempfindlich, scharfäugig; flattriges Flügelschlagen, geducktes, schleuniges Laufen, prasselnder Trab durch Gestrüpp, hohe Gräser, brüchiges Geäst: gemeisterte, vertraut gewordene, großflächig hingebreitete Hindernisse: das unwillkürlich Lösungen erzeugende Gehirn, rasches Erfassen jeder Gefahr, selbstvergessener Einsatz, angepasst den Verstrickungen, Widerständen. Zwei Drittel des Hirnvermögens liegen brach. ... kopfvoran durch Dornen, Lianen: der Kasuar, dessen Flügel sich nie in die Luft schwingen.“

sind Gegenwart. Vernunft und Gefühl sind für Viele wirksame Leitgrößen geworden. Wer das erfasst und erfährt, ist gerufen, sie mit übermenschlicher Geduld zu schärfen und zu läutern. Trotz der allabendlichen herzerreißenden Tagesnachrichten. Deshalb reden wir über Frieden.

Die verbreitete Friedenssehnsucht ist nur dann ein schöpferischer Impuls, wenn wir uns für ihn qualifizieren! Wissen (gegen kurzsichtige Reflexe); Demut (gegen verblendeten Stolz); Wirklichkeitssinn (gegen Ideologie); Geduld (gegen Anmaßung); Einfachheit (gegen Verschwendung und Raubbau); mit Welt- und Nächstenliebe (gegen Beschränktheit und Verachtung) und mit metaphysischer Scham (!) etwa über die erste Zelle, die statt Kalk und Salz ihre Nachbarin fraß ...

Menschliche Existenz bleibt ein Prekariat im machtlosen Bewusstsein problematischer evolutiver Herkunft, mit kaum anwendbarem Gerechtigkeitsinn, mit wahrheitsnahen, aber profan ohnmächtigen Religionen: Allerdings wären diese Gebrechen sehr wohl und weitem und real einsehbar!⁴ Das gibt Hoffnung. Die Einsicht qualifiziert uns, die schädlichen scheinprofitablen Ersatzhandlungen für ungeübte Tugenden zu erforschen, die Kräfte zu geistiger und praktischer Friedensarbeit umzulenken – würde sie von den Verständigen vertreten, verbreitet werden. Sünder genießen den Frieden, den Büsser schaffen. Unbußfertigkeit ist Unintelligenz. „Dummheit ist der Entschluss dazu!“, sagt Doderer. Somit muss stolzfrees, erlösendes Wissen die tief innen kochenden Entschlüsse zu Friedensbrüchen löschen. Von Vielen längst gewonnenes, bestätigtes Wissen!

Man könnte sagen: Erschütterte Einsicht in unser aller prekäre Realität wäre das spitze Sandkorn im Weichteil der Muschel Seele, das die Perle Frieden wachsen ließe.

Unzureichend, nur mit anekdotischem Wissen, voll verlegener Ohnmacht: So viel zum Frieden.

4 M.M., *Der Kasuar (Roman)*, S. 236 ff: ...ein Welt-Lasten-Ausgleichsfonds, der alle vom Planeten vorgegebenen Ungerechtigkeiten finanziell neutralisiert, über dessen Umlagen die Summe des Weltsozialprodukts so verteilt würde, dass jeder an Vor- und Nachteilen aller Zonen und Kulturstufen so beteiligt wäre, wie es von seinem Geburtsstatus ausgehend zu völligen Überwindung natürlicher, blinder Zufälligkeit erforderlich ist: dies erst wäre geistige Überwindung, humane Überhöhung animalischer Bedingungen. Punktebewertung, Finanzausgleich, Weltfriede: den Eintrittspreis zu solchem Heilungsprozess hat ein Gottessohn bezahlt. Lautner und Rausak würden sofort auf halbes Realeinkommen verzichten, wäre damit die Sättigung der Welt zu sichern. Zeithorizont: zweihundert Jahre, wenn sofort und ohne Rückschläge die Arbeit begäme. Eigentliches Hindernis: das immanent unüberwindlich Böse, die Spaltung in jedem von uns. ...H. G. Wells letztes Zitat vor seinem Tod 1946: „Universale Unzulänglichkeit stellt den gewöhnlichen Menschen ans Ende seiner Geisteskraft.“ Dostojewski: „Wir alle sind an allem schuld.“ Automatische Lautsprecher rufen unablässig Friedensbotschaften in den Dschungel: von Giftpfeilen zerfetzte Megaphone. Werdet Ihr einmal das übergreifende, friedensstiftende Weltbild zeichnen, aus dem sich Differenzen allmählich heraus kürzen, bis die ineinander übersetzbaren Idiome freiliegen. Verzicht auf Rechtfertigungssysteme.

Gelesen. Auf Deutsch. Über den Frieden

Am Arbeitstisch schaue ich über Notizblätter, Bücher und die Informationen im Laptop auf die lange Kante des Gemeindewalds, windbewegt durch den Föhn, der rechterhand am Himmel rasch und in Wellen gestreifte Wolkenladungen in wechselndem Licht ziehen lässt. Wäre es nicht angebracht, in gleicher Weise das immense unüberblickbare literarische Material über die literarischen Fassungen zum Thema Frieden angesichts eines nur kurzen Textumfangs schlichtweg zu zerzausen? in Wirbeln hinaussenden? Aber es braucht wohl gleichwohl eine gewisse Ordnung: als historische Aufarbeitung? als Sammlung von Schlagworten? als Auseinandersetzung zwischen schulnotorisch Bekanntem einer- und persönlichen Versuchen andererseits? Wo beginnen, wo aufhören? Läuft nicht jede literarische Arbeit ungeachtet der Thematik im Einzelnen durch den, zumal in der deutschsprachigen Welt oft und deutlichen Bezug zur Persönlichkeit des sich Äußernden, auf eine zwangsweise individuelle Stellungnahme zur «Welt» hinaus? Eines wird schnell klar: Über Frieden in der Literatur zu handeln, vermag nur ein Essay ganz im Sinn Montaignes: Ein Versuch, sich kursorisch klar(er) zu werden.

Wenn, wie in der Ausschreibung, Frieden nicht allein Nicht-Krieg bedeutet, dann müssen die verschiedenen menschlichen Formen des Umgangs miteinander beachtet werden. Leider schließen diese nachgerade die Gewalt, wie täglich auf der großen Weltbühne und aus dem kleinen Häuslichen zu erfahren, als Auslöser vieler Konflikte mit ein. Der Föhn draußen ist im Abschwung, was nicht heißt, er bäumt sich immer wieder auf, kennt in seinem langatmigen Kommen und Gehen sogar Vordergrund und Rückseite. So wie die keinesfalls nur endemische «deutsche» Literatur von Beginn an – und das ist zu unterstreichen – zahlreiche und damit eben thematische Rückverweise auf anderssprachliche Entwicklungen kennt, von der Römer Antike und ihren Slogans über Shakespeare als Dauer- und Calderon als temporären Hauptanreger bis zur Suche des frz. Symbolismus nach dem Unbekannten. Und: Das Phänomen Föhn ist ja nicht voraussetzungslos und selten lang andauernd; er kommt in Wellen und dauert in der Regel nur eine begrenzte Zeitspanne. Frieden ist keine Konstante: Demnach bedarf es zum zweiten, die Bedingungen für ihn, die Hinführung auf ihn, die Ausarbeitung von ihm etc. anzusehen ... und sich, ist er da, umfassend auf ihn einzustellen.

Bei was also vor diesem weiten Horizont beginnen? Im Tief hinter den am Ge-

birge gestauten Wolkenbergen? Etwa in den Heldenliedern des 12. Jh., in denen mit Blick auf Tapferkeit und Ehre trotz aller Minne die Kampfbereitschaft des miles christianus in den aventuren über die Tugend der m^âze hinaus stets der Vanitas eingedenk ist. Oder halte ich mich an die Spruchsammlungen, die vielfältig die Bedingungen des (harten) Lebens und implizit ihre Überwindung zum Inhalt haben? Wobei diese Dichtungen alles andere als «hinter den 7 Bergen» liegen, sondern bis weit in die Neuzeit in Handschriften und Drucken erneuert werden, bevor sie die Romantik neuerlich hervorholt.

Oder konzentriere ich mich auf die strähnigen Auflösungen der Wolkengebilde im späten Mittelalter mit *Der Renner* als einem Bestseller, der den Besitztrieb als die Hauptsünde kennzeichnet, dem im ebenfalls weit verbreiteten *Märterbuch* schelte und zucht entgegengehalten werden, eine Überleitung zu den großen Predigern, für die wie bei Tauler oder Seuse, unter der Maßgabe des Walten des himmlischen Herrn die unio mystica resp. die devotio moderna zur praktischen (!) Anweisung eines gottgefälligen Lebens wird – von unmittelbarer Wirkung bis über die Reformationszeit hinaus wie ebenso der aufkommende Faust-Mythos mit seinen fundamentalen Fragestellungen oder die Tierepen (Reinke de Vos) mit ihrer gesellschaftlichen Kritik.

Oder gehe ich mit dem, hohe Geschwindigkeiten erreichenden Wind, der die kompakten «Föhnfische» (in denen meine Enkel auch Fabelwesen erkennen) vorantreibt, den nach wie vor moralisierend-satirischen Schriften wie Brandts *Narrenschiff* nach, nunmehr durch die Auswirkungen von Luthers Kombination von Kanzlei- und Volkssprache erstmals «deutscher» Literatur. Stelle ich nun neben Luther Reuchlins, Huttens Werke vor und die dreibändige Selbstdarstellung Kaiser Maximilians? Grundsätzlich gefragt: Wird mit dem häufigen Verlangen der Autoren, der Welt einen Spiegel vorzuhalten, nicht das Thema Frieden verfehlt? Reichen die Erbauungsschriften und ein Setzen von Vorbildern bei aller zunehmenden seelenkundlichen Ausarbeitung als Wirkung einer sittlichen Vervollkommnung auf den einzelnen Menschen aus, um zum «Frieden» zu gelangen? Das Bemühen der Besserung des Menschen immerhin bleibt aufrecht, über die Zeiten hinaus mit ihren (Selbst-)Erziehungs- und Bildungsromanen von Wieland über Goethe (mit dem *Wilhelm Meister* als Spitze des Eisbergs) bis Jean Paul, die ja das rechte Verhalten im Dasein begründen wollen – in der Mischung aus «bewirktem» und «wirkendem» Werk mit Blick auf die heutige Diskussion zur Bedeutung der Bildung durchaus das Wunschbild des konfliktfreien Zusammenlebens mitbegründend.

Beim Föhn muss sich kein klarer blauer Himmel zeigen, sondern es gibt ebenso einen kalten Wind mit vor sich hertreibendem Regen, der unterschiedlich lang anhält. Frieden als das entscheidende Gegenüber zur Gewalt ist nicht von ungefähr das Thema der Barockdichtung, zweifellos als Reaktion auf die Kriegs-Desaster. Angesichts des Grauens und seiner Auswirkungen, die sich (fast) nur beschreiben lassen, erweisen sich die Grenzen einer Erklärbarkeit. Doch finden die Dichter, wie nachdrücklich Gryphius, mit dem Blick auf ein übergeordnetes Ganzes den Weg zum himmlischen, indes eher passiven Trost. Auch das Literarische im engeren Sinn «hilft»: Neben die (mögliche) Wahl eines Volkstons setzt sich die dynamische Spannung zwischen Form und Inhalt, Figur und Stoff als eine Art Balance. Letztlich gilt die Bestimmung des Daseins durch Transzendenz als Pate für ein Durchhalten genauso für den *Simplizissimus* (mit Ausweg im Einsiedlertum) wie für Silesius' *Cherubinischer Wandersmann*. Vor dieser Warte rückt in der ständischen Ordnung bei allem Einzelschicksal die Lebensgrundlage der jeweiligen Gemeinschaft in den Vordergrund, nach wie vor im Sinn der Abgrenzung verstanden. Gleichsam als Alternative entwickelt sich nach Swift innerhalb der Welle der «Robisonaden» auch die (an sich nicht neue) Utopie des vorbildlichen Staates, besonders prominent in Schnabels vielgelesener pietistisch ruhiger *Felsenburg*, die sich willentlich erstmals an ein einfaches Lesepublikum wendet – letztlich mit einem Echo bis ins 20. Jh. (Herzl, Werfel).

Der Föhn unterbricht sein Drängen, um gleichsam neu Atem zu holen. Als Reaktion entsteht die «Pause», als drückende Ruhe im Quietismus, als zukunftsweisende Sicht des vernunftbezogenen 18. Jh. auf den *contract social* und die Toleranz und zugleich «aufgeklärt» auf das Individuum in seiner Empfindsamkeit, darin auf das Bukolische eines Arkadiens. Die angestrebte Harmonie erscheint als pädagogisches Ideal schlechthin. Aber der damit zu verbindende innere Friede erscheint für allzu viele Kreative nicht erreichbar, denn die Realität schreibt trotz *code civil* andere «Gesetze»: Drangsal (Kriege, Revolution), Nöte (Klimaverschlechterung) und Schweres (Repression) stehen in ihrer Wirkung allzu oft im Vordergrund. Manche und namentlich die Hochsensiblen (Hölderlin) zerbrechen an der Spannung zwischen Wollen und Können, Ideal und Tatsachen. Andere verarbeiten die Problematik in kompromisslosen Selbstdarstellungen wie Moritz im *Anton Reiser* oder in literarisch geformten Analysen wie Büchner im *Lenz* oder *Danton*.

Demnach bleiben nach wie vor die Schattenseiten des Daseins präsent. Sie verbinden sich – auch – mit der romantischen Strömung, ob gesuchte Weltferne oder

-durchdringung, und scheinen, so oder so, den scheinbaren Rückzug im «Biedermeier» in pessimistischer Stimmung fast zu dominieren. Ungeachtet einer gesellschaftlichen Stellung ist mit der Fremdheit eines «Zerrissenen» (Lenau), mit quälerischer (bei Grillparzer) und strenger Selbstkritik (bei Marie Ebner-Eschenbach) kaum eine Ruhe möglich. Selbst wenn in der vielfach erlebten Spannung von Wunschbild und Wirklichkeit bzw. Neigung und Pflicht in häufig auf die Familie bezogener Dramaturgie die Schwerpunkte scheinbar positiv verteilt werden, als ob dadurch ein Ausgleich der Gegensätze gegeben werden könnte. Womöglich ist es da für die Seelenlage förderlicher, den mehrdeutigen Albträumen eine schriftliche – reinigende? – Fassung zu geben wie bei ETA Hoffmann, Trakl, Kubin. Es gibt zwei scheinbare Alternativen: Zum einen das Wandern, das fluchtartig (bis hin zu Andersch) die Spannungen auszugleichen sucht und nur selten zum Ausgleich führt wie bei Eichendorffs Taugenichts. Die andere Variante ist die Suche nach Bodenständigkeit, kundgetan als scheinbares Einvernehmen in aufkommender Heimat- und namentlich Mundartdichtung (von Stelzhamer bis HC Artmann); sie führt in einer zweiten Linie über das scheinbare Dasein «in Stille», das aufzeigt was sein soll (Stifter), à la longue zu Roseggers heiler Welt.

Die Suche in Realistik und Naturalismus führen zur verstärkten Hinterfragung der Zustände, wie in den Föhnwolken wechseln dunkle Unter- und helle Oberseiten und umgekehrt einander ab, legen die Schreibenden das Gewicht auf die psychologische Seite (Fontane) oder, publizistisch breit gestreut, auf die Fragwürdigkeit von Sein und Schein. Wobei das Formulieren der «Dinge» bereits soziale Anklage und damit Wunsch nach Überwindung enthalten mag.

Man kann wie beim Begreifen des Phänomens des Föhns Anleihen in der Rückschau nehmen, ob verklärt – etwa im k.u.k. Militär! (Lernet-Holenia, Czokor) – oder als menschliche Mustersammlung (Stefan Zweig, Feuchtwanger). Es wächst, damit verbunden oder nicht, nur das Fremdsein in der Gegenwart (Kafka), für die die offene Auflehnung (Strindberg, Wedekind) ebenso nur die andere Seite der Medaille darstellt wie die analytische Desillusion (Kästner, Morgenstern, Musil). Eine Pseudo-Sicherheit mag der Blick auf das größere Ganze geben, in dem das Tableau den verstörenden Details eine Ordnung zu geben scheint (Roth, Doderer), zugleich aber Größe und Tiefe des Schicksals vermittelt (Broch). Zwar «schön», aber als Ausweg aus dem äußeren Dilemma das Aufwallen allenfalls oberflächlich beruhigend erscheint ein *l'art pour l'art* (Stefan George, z.T. Hoffmannsthal). Wie wenn sich in den Föhn andere Wetterphänomene einmischen, bleibt das Thema des inneren Friedens, wenn nicht ausgespart so doch höchst strittig.

Anders sieht das im nach wie vor geübten religiösen Blick aus, der durchaus kritisch mit den Bedingungen umgeht (Andres, Luise Rinser), andererseits die Basis einer wünschenswerten, den Habitus konkret beeinflussenden Grundeinstellung nicht aus dem Blick verliert (Suso Waldeck, Christine Busta, Erika Mitterer). Darin verbleibt bei aller Individualität ein Wir-Gefühl, das genauso andere Strömungen auszeichnet. Das Gewicht je nach persönlicher Einstellung verteilt – den-Finger-auf-die-Wunde-legen (Schnitzler), betonte Reflexion (Bahr), un-zweideutige Stellungnahme (Bertha von Suttner), konsequente Ideologie (Brecht, Anna Seghers) u.a.m. –, geht es vielen Autor/innen um eine konkrete Stellungnahme zu dem, was in der Gesellschaft ab-läuft. Aus dieser Haltung lassen sich verschiedene Schwerkräfte filtern, von breit angelegter «Definition» des Gewesenen (Th. Mann) über das Märchenhafte (Courths-Mahler) oder umgekehrt, namentlich in aktueller Stellungnahme, die Abrechnung (Th. Bernhard) – bei beiden ohne ein Vermeiden von distanzierenden Floskeln – oder das Satirische (O.M. Graf, R. Neumann) bis zu einem dem Fatalismus entgegentretenden betont ethischen Ansatz (Hesse, Frisch, Dürrenmatt).

Föhn ist bekanntlich die schöne Seite des schlechten Wetters, grenzt damit an eine Unwirklichkeit, die von vielen als Lebensbasis empfunden wird. Die Katastrophen im 20. Jh. (ver)föhren zur steten Hinterfragung; die Idylle – jenseits der Unterhaltsamkeit – muss selbst als Auge im Sturm fragwürdig werden, wohl aber besteht die Möglichkeit, das Schweigen als direkte Stellungnahme ernst zu nehmen (Ilse Aichinger). Eher leitet man aus der totalen Gegensätzlichkeit in einem Außer-sich-Sein das Gefühl der Isolation selbst in der Gruppe ab (Canetti), als Verlust des Heimatlichen in zu bewältigender Exilierung (Hilde Domin, Kesten, Kracauer), als bewusste Vereinzelung (Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann), die bis hin zur Aufarbeitung des Selbst gerinnen kann (Hertha Kräftner, Christine Lavant). Daraus mag letztlich eine Art von Hinnahme resultieren, die im besten Fall auf die Besichtigung des Chronisten setzt (Kempowski). Eine solche oder verwandte Haltung mag in der formal («literarisch») dargestellten Distanzierung eine Art Eintracht hervorrufen, ein Aktivwerden im eigentlichen Sinn ist mit der Beobachtung nicht verbunden, wenn sie nicht durch die Art der Beschreibung Verantwortung beim Verbraucher hervorruft. Immerhin mag ein ausdrücklicher Beobachterstatus zum Zuhören aufrufen, buchstäblich in dem (einige Jahrzehnte maßgeblich geförderten) sich kritisch gebenden, oft mit Desillusion arbeitenden, durch das Medium kaum plakativen Hörspiel (Günther Eich, Hildesheimer, Hiesel).

Noch einmal zeigt der Föhnhimmel, wenigstens kurz, sein stahlhartes Blau, bevor er endgültig und rasch zusammenbricht. Literarisch Schreibende stellen sich selten außerhalb der Gesellschaft (indirekt bleiben sie ohnehin gebunden). So erweist sich der Rückblick auf die vergangenen Szenerien als Mustersammlung eines Umgangs, bei dem, in der allbekanntesten Schriftform, die Weihnachtsbotschaft kaum fehlen darf – nicht als Verheißung, sondern fast als Mahnung, wenn nicht Stoßseufzer.

Literatur und Frieden – eine Annäherung in Beispielen

1. „Hier ist Fried, dort ist Krieg“: Literarische Formen der Gewaltkritik

Unser Dezimalsystem macht es möglich: Das heurige Gedenkjahr 2018 erinnert uns nicht nur an 1968, an 1938, an 1918, an 1848, sondern auch an 1618, den 400. Jahrestag des Beginns des „großen deutschen Krieges“. Deswegen soll dieser Beitrag mit einem Verweis auf Grimmelshausens monumentalen *Simplicissimus* eröffnet werden, eine vielfältige Kritik der Gewalt und des Krieges, den er „ein erschreckliches und grausames *Monstrum*“ nennt (*Satyrischer Pilgram*, 160). Der Roman endet damit, dass der Held sich nach all seinen Kriegserfahrungen weigert, von der unbewohnten Südseeinsel, auf der er schließlich gelandet ist, wieder nach Europa zurückzukommen. Seine Begründung: „[...] hier ist Fried, dort ist Krieg; hier weiß ich nichts von Hoffart, vom Geiz, vom Zorn, vom Neid, vom Eifer, von Falschheit, von Betrug, von allerhand Sorgen beides um Nahrung und Kleidung noch um Ehr und Reputation; hier ist eine stille Einsame ohne Zorn, Hader und Zank; eine Sicherheit vor eitlen Begierden, ein Festung wider alles unordentliche Verlangen; ein Schutz wider die vielfältigen Strick der Welt und ein stille Ruhe, darinnen man dem Allerhöchsten allein dienen, seine Wunder betrachten, und ihn loben und preisen kann [...].“

Ist Frieden also nur in einer Welt ohne Menschen möglich? Kann es unter Menschen keinen Frieden geben? Ich denke nicht, dass man daraus diese Schlussfolgerung ziehen müsste. Vielmehr handelt es sich wohl um eine paradoxe Intervention, wie sie typisch für literarische Kommunikation ist: Die Negativität der Darstellung will eine Reaktion bei der Leserin oder dem Leser auslösen, um das, was in der Literatur als unmöglich gezeigt wird, in der Lebensrealität doch noch möglich zu machen.

Damit sind wir bereits bei einer Kernfrage der Beziehung zwischen Ästhetik und Frieden. Es handelt sich zumeist eher um Anti-Kriegs- oder Anti-Gewalt-Literatur als um „Friedensliteratur“ als einem Ausmalen harmonischer Verhältnisse. Offenbar ist es dieser „Umweg“ über die Kritik charakteristisch für literarischen Pazifismus. Denn, wie Jürgen Wertheimer schreibt: „Vom Standpunkt der Literatur aus gesehen, ist der Zustand des Friedens relativ unergiebig. [...] ästhetisch gesehen ist der Friede nicht sonderlich attraktiv“ (Wertheimer 2018, 129). Al-

lerdings differenziert er: „Die Literatur steht exakt an der Schnittstelle zwischen Krieg und Frieden. Sie kann mitmachen, ja kann den Krieg sogar befeuern. Sie kann dies, weil sie die Fähigkeit besitzt, vorausszuschauen und ihre Erfahrungen sprachlich zu modellieren. Doch Literatur kann auch im Vorfeld intervenieren“ (Wertheimer 2018, 143).

Literatur ist in der Lage, die „kommunikativen und wahrnehmungspsychologischen Barrikaden“ (Wertheimer 2018, 145) zu umgehen, die wir uns gegenüber Gewalt und Katastrophen aufbauen: „Gute literarische Texte sind ideale Vermittler mehrdimensionaler Blicke auf die Welt, sie unterlaufen systematisch Schwarz-Weiß-Schemata und schulen den Blick für Ambivalenzen – mithin für die Wirklichkeit“ (ebda.).

So ist es eine Tatsache, dass zwar nicht am Ursprung der Literatur der Frieden, dass aber am Ursprung der Friedensbewegung die Literatur, etwa eines Victor Hugo, steht. Die österreichische Friedensbewegung wurde von einer Schriftstellerin, Bertha von Suttner, gegründet. Dabei konnte sie sich auf den großen Erfolg zweier Romane stützen, die beide im Jahr 1889 erschienen sind – Das *Maschinenzeitalter*, ein utopischer Roman, der in einer fernen friedlichen Zukunft spielt, die einen erstaunten Blick auf ihre „Vergangenheit“, die Gegenwart der Suttner, wirft. Und das ungleich bekanntere Werk *Die Waffen nieder!*, ein Roman, der sich kritisch mit den Kriegen seiner Epoche auseinandersetzt. Mit ihrem Pazifismus erntete die Literatur aber keineswegs nur Beifall. Schon Peter Rosegger wurde angefeindet, als er die Annexion von Bosnien-Herzegowina kritisierte. Oder H. C. Artmanns *Manifest gegen die Wiederbewaffnung Österreichs* 1955, die er als ein „makaberer Kasperltheater“ bezeichnete und das die sieben Manifestanten, die sich Artmanns Protest anschlossen, umgehend auf die Wachtstube brachte; oder an den Jugendroman von Karl Bruckner *Sadako will leben* über die Opfer der Atombombe in Hiroshima, der dem Autor anfangs den Vorwurf einbrachte, antiamerikanisch und ein Kommunist zu sein ...

Mir geht es aber weniger um das pazifistische Engagement der Autorinnen und Autoren als darum, wie in ihrem literarischen Werk Kritik der Gewalt und Ideen des Friedens zum Ausdruck kommen. Allerdings lässt sich dies in der Praxis nicht so einfach trennen. Viele Texte werden gerade als „Eingreiftexte“ publiziert, und dies macht sich in Inhalt, Stil und Publikationsformaten bemerkbar. Meine Beispiele nehme ich aus der österreichischen Literatur der Gegenwart, seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Ich folge dabei dem Vorschlag Milan Kunderas in seiner *Kunst des Romans*, ei-

nen Roman nicht als eine ästhetisch verkleidete politische These zu lesen, sondern als ein Experiment – als einen Versuch, schreibend neue Wahrheiten über die Welt und neue ästhetische Ausdrucksformen dafür zu entdecken. In diesem Sinne werde ich einige Beispiele für solche „Entdeckungen“ bringen, jeweils verschiedene Lösungsversuche für die grundlegende Frage: Wie kann man über / zu / für Frieden schreiben?

2. Frieden und Literatur in Österreich – ein literarischer Streifzug

Ingeborg Bachmann *Unter Mördern und Irren*

Bachmanns gesamtes Werk ist geprägt von der Erfahrung des Krieges und von verschiedenen Formen von Gewalt, vor allem auch der männlichen patriarchalen Gewalt. In den Worten Elfriede Jelineks ist sie „die erste Frau der Nachkriegsliteratur des deutschsprachigen Raumes, die mit radikal poetischen Mitteln das Weiterwirken des Krieges, der Folter, der Vernichtung in der Gesellschaft, in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen beschrieben hat“ (Jelinek 1989, 312).

In ihrer Erzählung *Unter Mördern und Irren*, die in der Nachkriegszeit in Wien spielt, berichtet sie vom Mord an einem geistig Verwirrten, der sich zum Mörder berufen fühlt, aber noch nie jemanden umgebracht hat. Auch im Krieg weigerte er sich zu schießen – denn er könne nicht auf Abstraktionen wie „die Russen“ schießen, und nicht, wie seine Kameraden, auf Befehl töten, aus Patriotismus, Opportunismus oder Gehorsam. Als er seine Geschichte in einem Wiener Gasthaus öffentlich erzählt, fühlt sich ein Kriegsveteran in seiner militärischen Ehre gekränkt und bringt ihn kurzerhand um. Nun ist gerade der „Mörder“, der niemals getötet hat, das Opfer geworden.

Das stellt gängige Denkkategorien infrage: Die Zuschreibungen Mörder und Irrer changieren durch den unerwarteten Ausgang der Geschichte. Wer ist hier der Mörder? Wer ist hier irr? Eines aber wird doch sehr deutlich: Der Friede entsteht, wenn der Kreislauf der Gewalt nicht fortgesetzt wird. Somit handelt es sich um eine Friedensgeschichte, die mehr ist als eine Anklage der Gewalt. Und es die männliche Gewalt, denn das Meinungskartell im Wirtshaus besteht nur aus Männern, während die Frauen mit den Kindern alleine zuhause zurückbleiben: „Mit den Gefühlen des Opfers lagen die Frauen da, mit aufgerissenen Augen in der Dunkelheit, voll Verzweiflung und Bosheit“ (Bachmann 66/67).

Zweiter Weltkrieg und Nationalsozialismus sind in der österreichischen Gegenwartsliteratur natürlich sehr präsent. In den folgenden Werken geht es allerdings nicht um die Fakten selbst, sondern um die Folgen für die Nachkriegsgesellschaft.

Mit sehr unterschiedlichen ästhetischen Strategien wird Historisches und Gegenwärtiges verknüpft. Die Friedensperspektive entsteht aus der Kritik der Gewalt, deren konkrete Muster in der einen wie der anderen Weise offengelegt werden.

Robert Menasse *Die Vertreibung aus der Hölle*

Robert Menasses Die Vertreibung aus der Hölle (2001) verquickt verschiedene Zeitebenen mit einander: die Rettung einer Familie vor der spanischen und portugiesischen Judenverfolgung zu Beginn des 17. Jahrhunderts in das freie Amsterdam, und die Gegenwart eines österreichischen Juden, letztlich ein Nachkomme dieser Familie, der wiederum auch das Holocaust-Überleben seiner Eltern erinnert.

Diese Geschichten werden parallel erzählt und mit einander immer wieder verbunden. Die Vergangenheit wird lebendig, die teilweise banale Gegenwart erhält eine historische Tiefendimension. Entstanden ist eine große Erzählung von Gewalt und ihrer Überwindung – aber keine Schwarz-Weiß-Malerei von Gut und Böse. Die eigentliche Qualität des Romans besteht in der Differenziertheit der Verbindung von Persönlichem und Politischem. Menschen können sehr unterschiedlich auf Verfolgung reagieren. Der Bub Manuel, der später den Namen Menasseh annehmen und ein berühmter, wenn auch umstrittener Gelehrter werden soll, fürchtet sich keineswegs nur vor der Inquisition, sondern genauso vor den Übergriffen der größeren Buben im Schlafsaal. Und Viktor, der Protagonist der Gegenwart, wird keineswegs als ein Held dargestellt, sondern als ein junger Linker mit einigen Verfehlungen, der in einem kühnen Coup bei einem Maturatreffen seine ehemaligen Professoren pauschal beschuldigt, Nazis gewesen zu sein – was bei manchen zutrifft, bei anderen überhaupt nicht.

Die Mechanismen der Gewaltausübung und ihre Gruppendynamik, Verrätertum, Angst, Widerstand – diese Anatomie der Gewaltbeziehungen macht den Roman aus. Es sind besonders berührende Szenen, wenn Menasse beschreibt, wie die Kinder auf Lissabons Straßen sich auf die Jagd nach heimlichen Juden machen. Nach dem Vorbild der Erwachsenen nennen sie das „Schweinejagd“, die Suche nach Marranen, getauften Juden, denen man vorwarf, nur zum Schein das Christentum angenommen zu haben. Die Angst, selbst beschuldigt zu werden, mischt sich bei ihnen mit der Lust, andere zu verfolgen und sich damit stark und sicher zu fühlen. Das wird dadurch besonders pikant, dass einige dieser Kinder selbst aus Marranenfamilien stammen, ohne dass ihnen dies selbst bewusst ist.

Anna Baar *Die Farbe des Granatapfels; Als ob sie träumend gingen*

Das klassische Thema Zweiter Weltkrieg und der NS-Zeit wird hier durch eine junge Stimme neu erzählt und neu kontextualisiert, nämlich im Zusammenhang mit den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien.

Es handelt sich um die in Kroatien geborene Anna Baar, deren erster (stark autobiographischer) Roman *Die Farbe des Granatapfels* (2015) das Aufwachsen eines jungen Mädchens zwischen zwei Welten, in den Sommern auf der kroatischen Insel, dem Reich der Großmutter Nada, und in den Wintern in Österreich, im Vater-Land, erzählt. Alles wird aus der Perspektive der Heranwachsenden erzählt, wobei die kroatisch-jüdische Großmutter die dominante Figur der Kindheit und des gesamten Romans ist. Schon dadurch, dass hier eine ehemalige jugoslawische Partisanin zu Wort kommt, ergibt sich eine für die österreichische Literatur ungewöhnliche Sicht. Das ist teilweise nur angedeutet, etwa in den stillen, kaum artikulierten Vorwürfen der Großmutter, dass ihre Tochter und ihre Enkelin nun im Feindesland leben, oder die Umdeutung des österreichischen Schwiegersohns als einen „nicht richtigen Österreicher“. Mit zunehmendem Alter erfährt die Erzählerin jedoch immer mehr Einzelheiten über die grausame Zeit im Widerstand. Je erwachsener die Erzählerin wird, desto mehr wird ihr bewusst, wie sehr die Großmutter durch den Krieg, in dem sie auch ihre geliebte Schwester verloren hat, in Charakter und Mentalität geprägt wurde, und entsprechend rückt diese Problematik auch in den Mittelpunkt der Gespräche zwischen den beiden. Was wie eine einfache Familiengeschichte beginnt, wird bald „eine Phänomenologie des Krieges, die weit über die unmittelbaren Kriegshandlungen hinausreicht“ (Gerhard Melzer, *Kleine Zeitung*, 18. 2. 2018, 64). Denn die Erzählerin ist keine passive ZuhörerIn, sondern sie setzt alle ihre Kräfte ein, die Geschichten, die ihr vorgezählt werden, zu verarbeiten.

Der Frieden, von dem dieser Roman handelt, ohne ihn zu benennen, ist gerade dieses Abarbeiten am Familientrauma Krieg, das stete Bemühen, eben das nicht weiterzutragen, was der Erzählerin zugemutet wird. Dazu gehört auch, die Großmutter bei allem, was sie an ihr abstößt, zu lieben, und bei aller Liebe ihre Schwächen und auch negative Gefühle ihr gegenüber nicht zu unterschlagen.

In ihrem zweiten Roman *Als ob sie träumend gingen* (2017) erzählt Baar noch viel direkter vom Krieg, vom Zweiten Weltkrieg in Jugoslawien, der italienischen und später der deutschen Besatzung, und vom Widerstand. Ihr Hauptheld, Klee, ist einer dieser Partisanen, dem man in seiner Stadt ein Denkmal errichtet. Und doch erzählt Baar anders und anderes vom Krieg, als man es aus klassischen Ro-

manen kennt. Es ist ein beinahe märchenhafter Ton, der aber nichts am Realismus des Erzählten ändert oder verrückt. Sie schildert die Menschen in ihren Wünschen und ihrem Begehren, in ihren Träumen und Hoffnungen, in ihrer Selbstsucht und ihrem Idealismus – ein gesellschaftliches Panorama, das nichts ausspart, und in dem das Politische und Persönliche miteinander verwoben sind. Die Gewalt der Besatzer ist die übermächtige, fremde Gewalt des Krieges, aber es gibt auch die permanente kleine Missgunst der Dorfbewohner untereinander, die Gewalt und Grausamkeit der Kinder, die Ausgrenzung der Außenseiter aus verschiedensten Motiven ... Doch in dieser ganzen, keineswegs friedlichen Welt gibt es auch die Suche nach Wahrhaftigkeit und Frieden, verkörpert in dem Mädchen Lily, die sich nicht korrumpieren lässt, die gerne in die Gemeinschaft aufgenommen würde, die aber deswegen niemals von ihrem geraden Weg abgehen würde, die mutiger ist als die meisten Männer, und die es für ihre Pflicht und für das Natürlichste der Welt hält, Widerstand zu leisten – auch im Krieg, gegen die Besatzerarmee.

Maja Haderlap *Engel des Vergessens*

Der autobiographisch gefärbte Roman der Kärntner Slowenin Maja Haderlap Engel des Vergessens (2011) ist ein Beitrag zu einer Kultur des Friedens in einem dreifachen Sinne – von der expliziten Intention her, von seiner inhaltlichen und ästhetischen Gestaltung wie auch von seiner Wirkung her.

Engel des Vergessens behandelt ein umstrittenes Thema der jüngeren österreichischen Vergangenheit – Zweiter Weltkrieg, Partisanenwiderstand und Nachkriegszeit –, welches bis heute auch zu Zwietracht zwischen der deutschsprachigen Mehrheit und der slowenischen Minderheit in Kärnten geführt hat.

In diesem Roman greift Haderlap eine immer noch sehr heikle Materie auf, vor allem die „Aussiedelung“ genannte Deportation von Kärntner SlowenInnen unter dem Hitlerregime und den Widerstand dagegen, sowie die Situation der Kärntner Slowenen im Nachkriegskärnten bis heute. Kärnten war die einzige Region Österreichs, in der es im Zweiten Weltkrieg einen bewaffneten Partisanenkampf gegen die Nazis gegeben hat. Dieser wurde von den Kärntner Slowenen getragen, die sich nach 1945 aber nicht als Sieger fühlen konnten, sondern als Vaterlandsverräter marginalisiert wurden. In diesem Roman, dem ihre Kindheits- und Jugenderlebnisse zugrundeliegen, leistet Haderlap gerade dadurch einen Beitrag zur Versöhnung, dass sie die Situation ihrer eigenen Familie sehr sinnlich, nachvollziehbar und gänzlich ohne ideologische Färbung schildert. Dadurch, dass sie die Erleb-

nisse mit ihrem durch Krieg und Nachkrieg traumatisierten Vater erzählt, dass sie das Klima der Anfeindung gegenüber der slowenischen Bevölkerung zur Sprache bringt, entwaffnet sie die Ideologen der Gegenseite. Wie sie selbst sagt, setzte sie all ihre Hoffnung in die erhellende Kraft der literarischen Sprache.

Charakteristisch ist ihre Verbindung von Einfachheit und Komplexität. Die lineare Erzählweise und die markierten Rückblicke machen den Roman einfach zugänglich. Die Komplexität ergibt sich durch die pointierte Auswahl der Erzählvignetten, durch die raffinierten Übergänge zwischen verschiedenen Zeitebenen (oder Erinnerungsstufen) gerade anhand der simpelsten Alltags-handlungen. So entsteht ein dichtes Bild des imaginären und narrativen Universums einer slowenischen Kärntner Bauernfamilie in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieses Bild wird, je älter sie wird, noch durch Kommentare der Ich-Erzählerin in kraftvollen sprachlichen Bildern abgerundet: „Der Engel des Vergessens dürfte vergessen haben, die Spuren der Vergangenheit aus meinem Gedächtnis zu tilgen. Er hat mich durch ein Meer geführt, in dem Überreste und Bruchstücke schwammen. Er hat meine Sätze auf dahintreibende Trümmer und Scherben prallen lassen, damit sie sich verletzen, damit sie sich schärfen. Er hat die Engelbildchen über meinem Kinderbett endgültig entfernt. Ich werde diesen Engel nicht zu Gesicht bekommen. Er wird keine Gestalt haben. Er wird in den Büchern verschwinden. Er wird eine Erzählung sein (Haderlap 2011, 286/287).“

Der Roman konnte einen ungeheuren Erfolg feiern. Es ist, als hätte die Leserschaft auf dieses Stück Literatur schon längst gewartet. Auch Menschen, die äußerst kritisch gegenüber den slowenischen Partisanen, und in der Folge gegenüber der ganzen slowenischen Volksgruppe eingestellt waren, äußerten nach der Lektüre auf einmal Verständnis. Die ehrliche, selbstkritische und offene Behandlung eines ideologisch äußerst besetzten Themas hat es ermöglicht, dass dieser Roman tatsächlich ein Stück weit mehr Frieden ins Land gebracht hat.

Norbert Gstrein *Das Handwerk des Tötens*

Die Fragwürdigkeit alles Erzählens, die Un-Glaubwürdigkeit jedes Berichts, der Zweifel an den Tatsachen, gerade im Krieg, ist das Charakteristikum dieses Romans (und eines guten Teils des Werks) von Norbert Gstrein.

Es ist ein komplex erzähltes Werk, in dem nicht so sehr die Fakten der Jugoslawien-Kriege der 1990er Jahre im Mittelpunkt stehen, als vielmehr die Frage, wie

man über einen Krieg „richtig“ und angemessen berichten kann, wieweit das, was man erzählt, einen Anspruch auf Wahrheit erheben kann.

In *Das Handwerk des Tötens* (2003), das auf einer wahren Begebenheit, dem Tod des Journalisten Gabriel Grüner im Kosovo-Krieg, aufbaut, steht Paul im Mittelpunkt, ein freier Journalist, der nach dem Tod seines Kollegen und Friends, des Kriegsberichterstatters Allmayer im Kosovo-Krieg, zu recherchieren beginnt und einen Roman darüber verfassen möchte.

Eine Episode darin ist das Treffen Allmayers in Slavonski Brod mit einem arroganten ehemaligen Warlord, von dem es eine Tonbandaufzeichnung gibt. Dabei ging es um die Frage des Austausches von Gefangenen. Auf einmal fällt ein Schuss, und es kann nie geklärt werden, wer ihn abgegeben hat und was die Folgen sind. Auch ein Treffen Pauls sowie des Erzählers mit dem Kriegsherrn führt zu keiner Klärung. Am Schluss wissen die beiden noch weniger, ob man ihnen Märchen aufischt oder die Wahrheit sagt. Da Paul jedoch mit seinem Vorhaben scheitert und sich das Leben nimmt, vollendet nun der namenlose Erzähler die Geschichte, er möchte das Werk des Toten fortsetzen. Er nimmt selbst Recherchen auf, die wiederum alles überlagern, was Paul, Allmayer selbst oder andere herausgefunden haben.

Es ist also eine mehrfach verschachtelte Erzählung. Diese Multiperspektivität macht klar, dass unser Wissen von Kriegen, wie von wesentlichen anderen Aspekten der Wirklichkeit, ein medial vermitteltes ist; und dass nicht nur, aber gerade im Krieg das erste Opfer die Wahrheit ist. Zu dieser medialen Vermittlung zählt auch die Literatur selbst. Der Erzähler beginnt an Pauls Erzählung zu zweifeln und hegt auch den Verdacht, dass bereits Allmayer die Wahrheit zurechtgebogen habe. Doch wie wahr ist der Roman, den er letzten Endes über all diese Vorgänge schreibt?

Elfriede Jelinek *Bambiland; Die Schutzbefohlenen*

Die Ästhetik der österreichischen Nobelpreisträgerin bewegt sich jenseits aller herkömmlichen Kategorien. Die von ihr praktizierte Kunstsprache deformiert die Wirklichkeit der medialen Eindrücke bis zur Kenntlichkeit, ihre Methode der Denunziati-on ist nicht mehr, wie noch bei Karl Kraus, das wörtliche Zitat, sondern die Montage, Verballhornung und das Weiterspinnen des Wörtlichen. Umso erschreckender, dass dadurch die gesellschaftliche Gewalt, auf die die Autorin es abgesehen hat, desto deutlicher sichtbar wird – von den kleinen Gemeinheiten des Alltags bis zur Gewalt gegen Frauen und Kinder, bis zum medial inszenierten Rassismus und Krieg.

Elfriede Jelinek hat einen genuin eigenen Stil entwickelt – Textkonvolute, Sueden, unendliche Monologe, aus Anrufen, Kalauern, Wortspielen, sarkastisch, ironisch, immer entlarvend, hier wird kein Frieden hergestellt und kein Unfrieden abstrakt beklagt, hier geht es immer um Fakten, auch um Denk-Fakten, um zu Versatzstücken zerhackte Ideologien, Ideologiehäppchen, Meinungsfetzen, Haltungsrudimente, die munter aufgereiht werden wie auf einem Bettelarmband von kollektiven und einzelnen Sprecherinnen, Kommentatoren unseres Alltags, unseres Innenlebens und des Weltgeschehens, von einem gigantischen Chor, der aus einem antiken griechischen Drama stammen könnte. Und das Ergebnis ist, dass wir Wahrheiten zu hören bekommen, auch über uns selbst, die wir nicht wahr haben wollen: „Daß wir alle bereit sind, Krieg zu einem Unterhaltungs-, einem Industrie- und einem Hotelkomplex zu machen, in dem man vorübergehend eincheckt“ (Schlingensiefel in Jelinek 2004, 12). Das ist zum Beispiel das Thema der beiden Stücke zum Irak-Krieg von 2003, *Bambiland* und *Babel*.

Ihre Textteppiche verweben Kriegsnachrichten mit Reflexionen, montieren einzelne Informationen neu und bringen so, allen militärischen und medialen Lügen zum Trotz, die Wahrheit des jeweiligen Krieges ans Tageslicht. Und diese Wahrheit besteht darin, dass das, was uns als Wahrheit geboten wird, eine unkenntlich gemachte Lüge ist: „Hier, das Bild, es erscheint und leuchtet hell, wir haben es im Kasten, wir haben was auf dem Kasten, ich habe das gemacht. Sein und Schein. Schauen Sie! Das alles ergibt kein Sein an sich, das ergibt überhaupt kein Sein mehr, was aber gleich ist dem Sein. Sein und Nichtsein fallen über einander her und werden eins. Es ist unentschieden ausgegangen zwischen Sein und Schein. Beide gleich stark. Gut so. Es gibt eh kein Kriterium für Realität, sage ich einmal so. Es ist alles wahr, was Sie sehen, aber es ist nicht richtig. Das Sein ist immer nur ein Grad von Scheinbarkeit, und der Schein kaum aus diesem Fernsehgerät, welches ich ebenfalls erschaffen habe. Es ist ein praktisches Zusatzgerät zu all diesen Bomben“ (Jelinek 2004, 82).

Die Autorin imitiert und übertreibt die Überheblichkeit des Westens, nicht nur der kriegsführenden US-Amerikaner, sondern auch die der kritischen Beobachter in Europa; sie zerlegt das Mitgefühl von uns Medienkonsumenten und entlarvt es als Sensationsgier – die Komplizenschaft der Bevölkerung mit den kriegsführenden Herrschern ist selten so sinnfällig sichtbar gemacht worden. „Bambiland wurde nicht als ein Theaterstück über den Irakkrieg konzipiert, sondern als eine kritische Reflexion über die medialen Darstellungen des Krieges, als Auseinandersetzung mit Sprache und Bildern der Kriegsberichterstattung, als Versuch einer künstleri-

schen Intervention in den globalen Kriegsdiskurs“ (Szcepaniak 2011, 300).

Die Schutzbefohlenen

Ähnliche Verfahren kommen auch bei ihrem 2014 erschienenen Stück *Die Schutzbefohlenen* zum Einsatz. Mit dem entscheidenden Unterschied, dass hier nicht ein, sich mitunter für den westlichen Gott haltendes kollektives Monsterwesen seine Stimme erhebt, sondern die Geflüchteten, die Schutzbefohlenen selbst. Hier ist keine Ironie und Satire gegenüber den Sprechenden angebracht. Und so klingen die, denen Jelinek eine Stimme verleiht und die sie zu Akteuren macht, entsprechend anders, manchmal sogar pathetisch:

„Wir leben. Wir leben. Hauptsache, wir leben, und viel mehr ist es auch nicht als leben nach Verlassen der heiligen Heimat. Keiner schaut gnädig herab auf unseren Zug, aber auf uns herabschauen tun sie schon. Wir flohen, von keinem Gericht des Volkes verurteilt, von allen verurteilt dort und hier. Das Wißbare aus unserem Leben ist vergangen, es ist unter einer Schicht von Erscheinungen erstickt worden, nichts ist Gegenstand des Wissens mehr, es ist gar nichts mehr. Es ist auch nicht mehr nötig, etwas in Begriff zu nehmen. Wir versuchen, fremde Gesetze zu lesen. Man sagt uns nichts, wir erfahren nichts, wir werden bestellt und nicht abgeholt [...]. Für alles ist vorgesorgt, für alles, nur nicht für uns. Gut, das verstehen wir, das haben Sie nicht wissen können, daß wir kommen, wir haben uns auch nicht angemeldet, wir sind unangekündigt erschienen. Wir sind die Unangekündigten. Die Schutzfliehenden. [...]“ (<http://www.elfriedejelinek.com/fschutzbefohlene.htm>).

Damit spielt die Jelinek an den Titel der Tragödie von *Aischylos, Die Schutzfliehenden*, an. So macht sie auf den Unterschied aufmerksam zwischen dem antiken Drama, wo die Schutzfliehenden freundlich aufgenommen werden, und der Gegenwart, die ihnen nur Abweisung und Hoffnungslosigkeit bringt. Sie scheitern an der Gleichgültigkeit und Ablehnung einer Gesellschaft, die sich nicht von leidenden Menschen, sondern nur von Tiervideos rühren lässt.

Dass diese Parteinahme für manche eine große Provokation darstellt, zeigt sich nicht zuletzt an einem Angriff der rechtsextremen „Identitären“. Im Jahr 2016 stürmte eine Gruppe die Aufführung der *Schutzbefohlenen* an der Universität Wien, spritzte Kunstblut und warf Flugblätter, auf denen „Multikulti tötet“ zu lesen war, in den Saal. Auf Transparenten protestierten sie gegen die „Heuchelei“.

3. Der Frieden liegt dazwischen: Resümee

Diese knappe Darstellung konnte nur einige wenige der literarischen Strategien berücksichtigen, die sich mit der Friedensthematik beschäftigen. Zu den wichtigen ausgelassenen Stimmen gehört Peter Handke, dessen literarisches Werk mit Bezug zur Friedensthematik allerdings so komplex und widersprüchlich ist, dass es diesen kurzen Überblick gesprengt hätte.

Ich fasse einige Punkte zusammen, in denen Gemeinsames und Typisches sichtbar geworden ist:

- Zunächst einmal ist die Tatsache des friedenspolitischen Engagements von Schriftstellern und Schriftstellerinnen bemerkenswert, wenn man es mit der Zeit rund um den Ersten Weltkrieg vergleicht, wo Militarismus und Kriegsbegeisterung lange vorgeherrscht haben.
- Dieses explizite Engagement geht weit über das hinaus, was Jacques Rancière „die Politik der Literatur“ nennt, womit er das implizit (Friedens-)Politische von Literatur bezeichnet – als kritisch-reflexive Instanz, die die Welt (der Gewalt) komplexer darstellt, als es die Politik tut.
- Wenn auch der Widerspruch zwischen Engagement (und Vereindeutigung) und Polysemie (und Unabschließbarkeit der Interpretation) immer bleibt, sind doch verschiedene Wege zu beobachten, wie literarische Texte Gewalt als kritikwürdig darstellen, Zustände als gewalttätig erst enthüllen und Hoffnung auf ein friedlicheres Zusammenleben schüren; was nicht heißen muss, so ein Zusammenleben auch positiv darzustellen.
- Wir sehen die Wiederbelegung klassischer Erzählstrategien wie (auto-)biographischen Erzählens; die kühne Kombination historischer und aktueller Entwicklungen; die Adaption der traditionellen Novelle; die Vielfalt der Stimmen als Ausdruck von Skepsis gegenüber medialer Wahrheit. Oder experimentelles Schreiben, in dem sich alle Erzählpositionen und -standpunkte auflösen.
- Der Frieden, den uns die heutige Literatur anbieten kann, ist nicht so sehr in den Texten, etwa als ihr Inhalt, zu finden als im „Dazwischen“ – zwischen den Zeilen und damit zwischen Text und Lesern, als Produkt des Rezeptionsprozesses. Und genau solche Wirkungen zu erzeugen ist ja die Stärke der Literatur.

Bibliographie

Literarische Texte

Baar, Anna. Die Farbe des Granatapfels. Göttingen: Wallstein 2015.

Baar, Anna: Als ob sie schweigend gingen. Göttingen: Wallstein 2017.

Bachmann, Ingeborg: Unter Mördern und Irren. In: I.B.: Das dreißigste Jahr. München: Piper 1961.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Satyrischer Pilgram. Herausgegeben von Rolf Tarot, Tübingen: Max Niemeyer 1970.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch. München: Edition Holzinger 1956.

Gstrein, Norbert: Das Handwerk des Tötens. Frankfurt: Suhrkamp 2003.

Gstrein, Norbert: Die kommenden Jahre. München: Hanser 2018.

Haderlap, Maja: Engel des Vergessens. Göttingen: Wallstein 2011.

Jelinek, Elfriede: Bambiland. Babel. Zwei Theatertexte. Reinbek: Rowohlt 2004.

Jelinek, Elfriede: Die Schutzbefohlenen. <http://www.elfriedejelinek.com/fschutzbefohlene.htm>

Kundera, Milan: Die Kunst des Romans. Frankfurt: Fischer 1989.

Menasse, Robert: Die Vertreibung aus der Hölle. Frankfurt: Suhrkamp 2001.

- Sekundärliteratur

Gansel, Karsten (Hg.): Kriegsdiskurse in Literatur und Medien nach 1989. Göttingen V&R uni-press 2011.

Jelinek, Elfriede: Der Krieg mit anderen Mitteln. In: Christine Koschel u. Inge von Weidenbaum (Hg.): Kein objektives Urteil – nur ein lebendiges. Texte zum Werk von Ingeborg Bachmann. München, Zürich 1989, S. 311-320.

Rancière, Jacques: Politik der Literatur. Wien: Passagen 2008.

Szczepaniak, Monika: „Der Krieg findet ja nicht im Bild statt“. Zu Elfriede Jelineks Bambiland und Dea Lohers Land ohne Worte. In: Gansel, Karsten (Hg.): Kriegsdiskurse in Literatur und Medien nach 1989. Göttingen V&R unipress 2011, 297-310.

Wertheimer, Jürgen: „Make Peace not Love!“ – Krieg und Frieden im Spiegel der Literatur. In: Simon Meisch/Uli Jäger/Thomas Nielbock (Hg.): Erziehung zur Friedensliebe. Annäherungen an ein Ziel aus der Landesverfassung Baden-Württemberg. Baden-Baden: Nomos 2018, 129-148.

Willeke, Stephanie: Grenzfall Krieg. Zur Darstellung der neuen Kriege nach 9/11 in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Bielefeld: Transcript 2018.

Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ZVR 295943463

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: office@oesv.or.at, Web: www.oesv.or.at

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Marianne Gruber

Redaktion dieser Ausgabe: Dr. Max Haberich, Prof. Dr. Wolfgang Groiss,

Prof. Marianne Gruber, Dr. Martin Stankowski, Mitarbeit: Ines Scholz, BA

WIEN 
KULTUR 

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



BUNDESKANZLERAMT  **ÖSTERREICH**